1,70 DM / Band 10
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.-

BASTEI



NEU

DER HEXER

Die phantastischen Abenteuer des Robert Craven

Wenn der Stahlwolf erwacht...

Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



Band 10

Wenn der Stahlwolf erwacht . . .

Der Mann war lautlos aus den Schatten einer Seitengasse getreten, in denen er gelauert und die Straße beobachtet haben mußte. Jetzt stand er reglos da, wie eine gräßliche Statue, die nur zu dem Zweck erschaffen worden war, jedes menschliche Leben, jedes menschliche Gefühl und jede Ähnlichkeit mit dem Wesen, nach dessen Vorbild sie gefertigt worden war, zu verhöhnen. Von den Füßen aufwärts bis zu den Schultern war er ein ganz normaler Mensch; ein massiger Mann mittleren Alters, in einfache, zerschlissene Hosen und eine schwarze Arbeitsjacke gekleidet

Doch auf den breiten, leicht vorgebeugten Schultern ruhte der spitze, von drahtigem braunen Fell bedeckte Schädel einer Ratte!

Was im letzten Band geschah:

London im Jahre 1885. Robert Craven, der HEXER, nimmt zusammen mit seinem Freund und Mentor Howard Lovecraft an einem prunkvollen Empfang eines reichen Lords teil. Er erklärt sich bereit, bei einer Seance – im engsten Kreise – als Medium zur Verfügung zu stehen. Während der Beschwörung, die Robert mehr aus Gefälligkeit durchführt, als daß er wirklich Kontakt zu der Welt der Toten aufnehmen wollte, geschieht etwas Unheimliches – plötzlich drängt sich eine schemenhafte Geisterscheinung in den Zirkel: Cindy, die Nichte der Lady Audley McPhaerson, einer schwergewichtigen alten Adelsdame.

Lady Audley bittet Robert um Beistand; sie ist davon überzeugt, daß Cindy Hilfe braucht. Howard und Robert stehen der Sache etwas skeptisch gegenüber – schließlich ist Cindy seit über zwanzig Jahren tot... Sie ahnen noch nichts von den unheimlichen Vorgängen auf dem St. Aimes-Friedhof außerhalb der Stadt. Dort nämlich erwacht der Körper eines toten Mädchens zu neuem, unheiligem Leben und schart eine gewaltige Rattenarmee um sich. Es ist Cindy, von einem fremden Geist beseelt. Ihre Ratten schwärmen aus, um einen schrecklichen Keim zu säen: Wer immer ihnen zum Opfer fällt, wird zum willenlosen Sklaven. In seinem Haus macht Robert derweil eine grausige Entdeckung – aus dem Tor der GROSSEN ALTEN, das in der Standuhr seines Arbeitszimmers verborgen liegt, strömen Hunderte mißgestalter Ratten und sterben, noch bevor sie ihn angreifen können. Wenn er auch noch nicht die Zusammenhänge mit der Seance und Cindys vermeintlichem Hilferuf erkennt, so wird Robert doch klar, daß nach der Zerstörung des Kristallhirns, dem Schlüssel zu den Toren, dieses Transportsystem der ALTEN nun fehlerhaft arbeitet. Es zu benutzen, wäre Selbstmord. Lady Audley überzeugt ihn und Howard davon, Cindys Grab aufzusuchen, um ihrem Erscheinen auf den Grund zu gehen. Doch auf dem Weg nach St. Aimes schlägt die Rattenarmee zu! Tausende der Tiere überfallen die Kutsche. Und während die drei Freunde ums nackte Überleben kämpfen, wird Lady McPhaerson von hundsgroßen Ratten entführt...

* * *

Sekundenlang stand ich wie erstarrt da, gleichermaßen gelähmt durch den entsetzlichen Anblick wie auch auf eine Art fasziniert. Für eine

Sekunde stritten zwei grundverschiedene Gefühle in meiner Brust – auf der einen Seite das nackte Entsetzen, mit dem mich der Anblick des Wesens erfüllte; auf der anderen eine absurde, fast wissenschaftliche Neugier, die beinahe stärker war als die Furcht und der Wunsch, herumzufahren und zu flüchten.

Plötzlich hob der Rattenköpfige die Hand und trat auf den zerborstenen Wagen und mich zu; im gleichen Augenblick fiel die Lähmung wie ein hastig abgestreifter Mantel von mir ab. Ich prallte zurück, stieß einen krächzenden, ungläubigen Schrei aus, stolperte und fiel der Länge nach hin. Eine Ratte schoß quiekend davon, als ich sie unter mir zu begraben drohte – nicht ohne mich im Vorbeigehen noch einmal kräftig in die Hand zu beißen – und der Mann mit dem Rattenkopf stieß einen leisen kichernden Laut aus.

Abermals kam er näher. Der Blick seiner kleinen, mattschwarzen Rattenaugen schien sich an meinem Gesicht festzusaugen; gleichzeitig vollführten seine Hände – auch sie waren, wie ich jetzt bemerkte, nur noch beinahe menschlich – kleine, kompliziert anmutende Gesten. Ich hörte einen Laut, den ich erst nach Sekunden als den Schrei einer menschlichen Stimme identifizierte, gefolgt von einem fürchterlichen Scharren und Kratzen, dann einem ekelhaften Rascheln, als rieben sich zahllose kleine, weiche Körper aneinander. Hastig wandte ich den Kopf, um nach der Ursache dieses bedrohlichen Geräusches zu sehen.

Besser gesagt – ich wollte es.

Ich führte die Bewegung nicht einmal halb zu Ende.

Es war nicht so, daß mir meine Muskeln nicht mehr gehorchten oder irgend etwas sie lähmte; vielmehr hatte ich für einen kurzen, schrecklichen Moment das Gefühl, als ob hinter meiner Stirn ein zweiter, fremder Wille sei, kaum weniger stark als mein eigener und von düsterer, animalischer Art.

Zitternd und gegen meinen Willen drehte ich den Kopf wieder zurück, stemmte mich halb in die Höhe und starrte den Rattenmann an. Etwas schien mit seinem Gesicht zu passieren – vielleicht auch mit meinen Augen, das wußte ich nicht – aber plötzlich schienen seine Züge zu verschwimmen, sich aufzulösen wie eine Maske aus weichem Wachs, irreal und unwichtig zu werden. Alles, was noch Bestand in dieser schrecklichen Persiflage eines tierischen Antlitzes hatte, waren die Augen. Augen, die größer und größer zu werden schienen, grundlosen schwarzen Schächten gleich, in denen mein Wille und meine Lebenskraft versickerten wie Wasser in der Wüste.

Verzweifelt versuchte ich mich gegen den furchtbaren Einfluß zu wehren. Mit einem kleinen, noch klar gebliebenen Teil meines Denkens begriff ich, was mir geschah – der Rattenmann übernahm meinen Willen, machte mich mit der puren Kraft seines Geistes zu einem hilflosen Etwas. Es war nichts anderes als das, was ich selbst schon viele Male zuvor bei anderen getan hatte; und doch vollkommen anders. Denn während ich diese furchtbare Gabe, die ich von meinem Vater geerbt hatte, nur benutzte, wenn ich selbst in Lebensgefahr war und mich verteidigen mußte, würde er mich töten.

Der Gedanke gab mir noch einmal neue Kraft. Mit aller Macht stemmte ich mich gegen den geistigen Druck, und für Sekunden schien es beinahe, als hätte ich Erfolg: Sein Gesicht hörte auf, vor mir wie eine Spiegelung im kochenden Wasser zu zucken, und seine Augen schienen zu flackern; der mörderische Sog ließ nach, und ich schöpfte neue Hoffnung.

Irgend etwas berührte meinen Fuß, aber ich ignorierte das Gefühl, torkelte einen Schritt auf den Rattenmann zu und hob abwehrend die Hände vor das Gesicht. Erneut zupfte etwas an meinem Fuß, dann gruben sich messerscharfe Krallen in meine Haut, und etwas Kleines, Pelziges begann in meinem Hosenbein nach oben zu kriechen.

Sekunden später schien sich eine Speerspitze in meine Haut zu bohren, als die Ratte ihr Ziel erreichte und ihre Zähne mit aller Kraft in meinen Oberschenkel grub. Ich brüllte vor Schmerz, krümmte mich und fiel auf die Knie. Verzweifelt hämmerte ich mit den Fäusten auf die zuckende Ausbeulung in meinem Hosenbein, schrie erneut, als sich die Zähne des Nagers dadurch noch tiefer in mein Fleisch gruben und schlug noch einmal zu. Diesmal traf ich besser; die Ratte zuckte noch einmal, verlor plötzlich ihren Halt und glitt an meinem Bein hinab.

Und trotzdem hatte sie ihr Ziel erreicht.

Ich war halb wahnsinnig vor Schmerz und Ekel. Als ich diesmal den Blick hob und den schrecklichen schwarzen Augen des Rattenmannes begegnete, hatte ich seinem Willen nichts mehr entgegenzusetzen.

Es war nicht einmal mehr ein Kampf. Er fegte meinen Willen beiseite wie ein Riese ein Spielzeugschwert, kam langsam weiter auf mich zu und hob die Hände. Ich sah, daß seine Fingernägel zu langen, mörderischen Krallen geworden waren. Ein schreckliches, gieriges Hecheln drang aus seinem halb geöffneten Maul.

Noch einmal versuchte ich, mich mit meinen magischen Kräften gegen

ihn zur Wehr zu setzen, und wieder spürte ich, wie mein Angriff verpuffte wie ein Wassertropfen, der auf eine glühende Herdplatte fiel. Resignierend und vollkommen erschöpft ließ ich mich zurücksinken, starrte dem Rattenmann entgegen und wartete auf den Tod.

Aber der tödliche Hieb kam nicht.

Einen halben Schritt vor mir blieb der Unheimliche stehen, starrte aus seinen grundlosen Augen auf mich herab und berührte mich schließlich beinahe sanft mit einer seiner Krallenhände an der Stirn. Und –

Es war eine Welt unter einer schwarzen Sonne. Es gab kein Licht, sondern nur eine ungesunde, graue Helligkeit, die aus dem Nirgendwo kam und sich matt auf den schwarzen Wellen des erstarrten teerigen Sumpfes spiegelte, der die Oberfläche dieser absurden Welt bedeckte. Hier und da durchbrachen Dinge den gewellten Boden, schwarze Strünke wie verbranntes Buschwerk, die aber lebten und sich wie in einem unfühlbaren Wind wiegten und wanden, peitschende Bündel grauschwarzer narbiger Tentakeln.

Da war das Mädchen. Sie war schlank und schmalschultrig und hatte dunkles Haar und große, traurige Augen. Ihre Haut wirkte in dieser bizarren Umgebung blaß und leblos, und ihr Mund war zu einem stummen Schrei geöffnet, ohne daß ein Laut über ihre Lippen kam.

Sie rannte. Sie lief wie von Sinnen, ohne von der Stelle zu kommen, denn wie ein grausames lebendes Etwas, das sich angeschickt hatte, sie in ihrer Qual noch zu verspotten, bewegte sich der Boden im gleichen Maße zurück, in dem sie lief. Träge stiegen gewaltige Blasen aus dem nur scheinbar festen Schwarz der Erde und zerplatzten, und immer wieder stießen Büschel vibrierender haariger Tentakeln nach dem Mädchen, griffen nach ihr und zuckten im letzten Moment zurück, als scheuten sie aus irgendeinem Grund davor zurück, sie zu berühren. Das Licht flackerte, und am Himmel erschien ein absurdes aufgedunsenes Etwas, das unmöglich eine Sonne sein konnte und ein bleiches, krankmachendes Schlangenlicht verströmte.

Das Mädchen blieb stehen. Wieder zuckte der Boden wie ein lebendes Wiesen und erbrach Tentakeln und absurde Dinge aus lebendigem blasigem Schleim, aber diesmal zeigte sie keine Furcht, sondern blickte sich mit einer sonderbaren, fast unschuldigen Neugier um. Dicht hinter ihr brach der Boden auf, und aus dem Riß, der pulsierte und schwarze Flüssigkeit absonderte, stieg ein unförmiger Klumpen schwarzschillernder Materie, wand und bog und verzerrte sich und

wuchs zu einem Etwas, das auf furchtbare Weise an eine Ziege erinnerte und gleichzeitig ganz anders war; nicht von dieser Welt, vielleicht nicht einmal aus dem Kosmos.

Das Mädchen betrachtete das Tier einen Moment lang interessiert und drehte sich weiter herum. Schließlich blieb ihr Blick auf mir haften, und obwohl ich mir der Tatsache vollkommen bewußt war, daß dies alles nicht real, sondern nur eine Art Vision sein konnte, wußte ich doch mit der gleichen Sicherheit, daß sie mich erkannte.

Dann begann sie zu reden.

»Dies ist die letzte Warnung, Sohn des Hexers«, sagte sie. Ihre Stimme klang angenehm und dunkel, genau so, wie ich mir die Stimme eines Mädchens ihres Aussehen vorgestellt hatte, und es dauerte einen Moment, bis ich begriff, daß dies genau der Grund für ihr Timbre war: Nichts in diesem bizarren Wachtraum war real. Es waren meine eigenen Ängste und Wunschträume, die die geistigen Kräfte des Rattenmannes Gestalt werden ließen.

»Die letzte Warnung«, sagte sie noch einmal und mit großem Ernst. »Was geschehen muß, wird geschehen, und es liegt nicht in deiner Macht, irgend etwas am vorbestimmten Lauf der Dinge zu ändern, Sohn des Hexers. Wisse, daß die Zeit herannaht, da ER, DESSEN NAMEN MAN NICHT AUSSPRECHEN SOLL, erwacht, und wisse, daß wir, die ihm dienen, DAS TIER erwecken werden. Und wisse, daß es nicht die Sache der Menschen ist, dies zu ändern.«

Ich wollte eine Frage stellen, aber ich konnte es nicht, denn ich war – obgleich die Hauptperson dieser alptraumigen Szene – so doch nicht mehr als ein unbeteiligter Zuschauer, der hören und sehen konnte; mehr nicht. Trotzdem schien das Mädchen zu spüren, was in mir vorging, denn plötzlich lächelte es; wenn auch nur knapp und eher mitleidig.

»Aber wisse auch«, fuhr es fort, »daß es nicht in unserem Interesse liegt, dir oder irgendeinem anderen Menschen Schaden zuzufügen. Deshalb geh. Geh und sei Mensch und kümmere dich um die Dinge der Menschen, und dir wird kein Leid geschehen.«

Damit wandte sie sich um und ging. Der Boden zuckte und warf Wellen, wo ihre Füße den erstarrten schwarzen Sumpf berührten. Dann begannen die Dünenlandschaft und die furchtbare krankmachende Sonne am Himmel zu verblassen, und

– ich fand mich unversehens in der Wirklichkeit zurück, halb über

dem zertrümmerten Wagen zusammengesunken und in den Klauen des schrecklichen Ungeheuers.

Mit einem Schrei bäumte ich mich auf, sprengte seinen Griff und schlug ihm mit aller Macht die Faust ins Gesicht. Der Rattenmann stieß ein pfeifendes Keuchen aus, torkelte zurück und brach in die Knie. Langsam kippte er zur Seite, verdrehte die Augen und schlug rücklings auf dem harten Kopfsteinpflaster auf, wobei sein schwarzer Helm herabfiel und über die Straße kollerte.

Verstört starrte ich die sonderbare Kopfbedeckung mit den drei kleinen, blitzenden Messingknöpfen an. Es dauerte einen Moment, bis ich begriff, daß Rattenmänner im allgemeinen keine schwarzen Hüte trugen, sondern diese Art von Kopfschmuck eher von den Londoner Bobbys bevorzugt wurde.

Denn niemand anders hatte ich niedergeschlagen.

* * *

Die Sonne war aufgegangen, und ihr erstes Licht hatte die Nachtkälte und die grauen Nebelschleier vertrieben, und wie jeden Morgen hatte sich in das Geräusch des Windes und das dumpfe Murmeln des nahen Meeres schon mit dem ersten Lichtschimmer das Kreischen der Möwen gemischt.

Und doch war es kein Morgen wie jeder andere.

Rings um St. Aimes war die Welt erwacht wie seit Millionen Jahren, aber der kleine, nur aus einer einzigen Straße bestehende Ort war still geblieben. Hinter den Fenstern der Stadt war nicht ein einziges Licht entzündet worden. Die Läden und Türen waren geschlossen geblieben, nirgends war Rauch aus einem Kamin gekommen, hatten Männer ihre Häuser verlassen, um zur Arbeit zu gehen, oder Frauen ihre Kinder zum Ortsausgang geleitet, wo sie sich versammelten und zur Schule im Nachbarort gingen. Es war, als hätte der Ort an diesem Morgen die rechte Zeit verpaßt; als schliefe er noch.

Oder als wäre er tot.

Kilian schauderte, als er diesen Gedanken dachte. Er wußte selbst nicht genau zu sagen, warum er eigentlich wieder hierher zurückgekommen war. Nach dem, was er während der Nacht auf dem Friedhof beobachtet hatte, hätte er eigentlich davonrennen sollen, so

schnell und so weit er nur konnte. Er spürte deutlich die Gefahr, das Böse, das wie eine unsichtbare schleichende Krankheit von St. Aimes und seinen Bewohnern Besitz ergriffen hatte.

Und trotzdem war da noch eine zweite Stimme in ihm gewesen; leiser als seine Furcht, unaufdringlicher. Aber ebenso mächtig. Eine Stimme, die ihm befohlen hatte, zurückzukehren und zu warten. Worauf, das wußte er nicht.

Sein Herz begann rascher zu schlagen, als er den Ort betrat, und der Blick seiner kleinen, von Schnaps und Alter trüb gewordenen Augen huschte unentwegt über die doppelte Reihe einfacher schmalbrüstiger Häuser. Da und dort bewegte sich etwas in den Schatten. Manchmal durchbrach ein Kratzen und Schaben den monotonen Singsang des Windes, und hier und da glaubte er einen kleinen pelzigen grauen Ball davonhuschen zu sehen.

»Jaja, ihr seid da, nicht wahr?« sagte er. Seine Stimme zitterte. Er sprach eigentlich nur, um sich selbst zu beruhigen, nicht, weil er glaubte, daß sie es hörten.

»Ihr grauen Herren seid da«, fuhr er fort, während er langsam die schmale Straße entlangschlurfte, auf der Suche nach etwas, von dem er selbst nicht wußte, was es war. »Ihr spürt es auch, nicht wahr?« fragte er. »Ihr seid schlau, viel schlauer als wir Menschen. Ihr spürt das Böse, das in der Erde lauert.«

Etwas raschelte in den Schatten neben ihm; Kilian blieb stehen und strengte seine alten Augen an, sah aber nichts als einen grauen Schemen, der auf harten Pfoten davonhuschte,

»Will er mich holen, der graue Herr?« fragte er. Einen Moment wartete er, ob die Ratte seine Worte gehört hatte und etwa zurückkam, dann schüttelte er den Kopf und ging weiter. Vor ihm, noch zwei, drei Häuser entfernt, öffnete sich eine Tür. Eine Frau trat heraus, blieb einen Moment reglos stehen und zog dann die Tür hinter sich zu. Kilian äugte ihr mißtrauisch entgegen, als sie auf die Straße hinaustrat und sich nach Westen wandte, in die Richtung, aus der er gekommen war.

Die Frau schien ihn nicht einmal zu bemerken. Ihr Blick blieb leer, und Kilian mußte zur Seite treten, um nicht mit ihr zusammenzustoßen. Kopfschüttelnd sah er der Frau einen Moment lang nach, dann drehte er sich wieder herum, machte einen Schritt –

und blieb abrupt wieder stehen.

Vor ihm saß eine Ratte.

Das Tier war so groß wie ein Terrier, aber viel kräftiger, und seine Augen waren von wacher, sonderbar wissender Art. Sein Maul war leicht geöffnet, so daß Kilian die ehrfurchtgebietenden Reißzähne des kleinen Ungeheuers sehen konnte, und die Krallen scharrten unentwegt über das noch taufeuchte Kopfsteinpflaster der Straße, aber es war nichts Drohendes in dieser Geste.

»Er will mich aber doch holen, der graue Herr«, sagte Kilian. Er kicherte, völlig grundlos und mit verzerrter, bebender Stimme, und fuhr sich nervös mit der Zungenspitze über die Lippen. Die Ratte wandte sich um, trippelte ein paar Schritte die Straße herab und sah zu Kilian zurück. Ihre Barthaare zitterten.

»Ich komme«, sagte Kilian. »Aber der graue Herr muß auf mich warten. Meine Beine sind nicht mehr so jung wie die seinen.«

Die Ratte wartete geduldig, bis der Alte sich in Bewegung gesetzt und sie fast erreicht hatte, dann trippelte sie weiter.

Der Alte merkte nicht, wie sich hinter ihm mehr und mehr Türen öffneten und das halbe Hundert Einwohner von St. Aimes nacheinander auf die Straße hinaustrat und sich in westlicher Richtung in Bewegung setzte. Er bemerkte auch nicht die anderen, kleineren Wesen, die plötzlich von überallher auftauchten und auf lautlosen Pfoten in die Häuser huschten, die von ihren menschlichen Bewohnern verlassen worden waren…

* * *

Als ich gekommen war, war die Sonne gerade aufgegangen, und das altehrwürdige Gebäude schien noch nicht ganz erwacht zu sein und blinzelte gerade seine Müdigkeit fort. Jetzt stand die Sonne hinter den blind gewordenen Scheiben des kleinen Büros fast im Zenit und verriet mir, daß es fast Mittag war. Ich fühlte mich erschöpft und ein wenig müde. Ich hatte geredet, zugehört, wieder geredet und zugehört, Fragen beantwortet und selbst welche gestellt, und irgendwann, vielleicht vor einer Stunde, vielleicht auch vor drei oder vier, hatte das Gespräch angefangen, sich im Kreise zu drehen.

Mein Gesprächspartner – ein Hüne von annähernd fünfzig Jahren – wirkte genauso müde und erschöpft wie ich, obgleich er sich Mühe gab, eine seiner Stellung entsprechende würdevolle Haltung

beizubehalten. Sein Name war Wilbur Cohen – Captain Wilbur Cohen, wenn ich genau sein wollte –, und er war so etwas wie der stellvertretende Leiter der Institution, in deren Mauern ich mich befand: Scotland Yard.

Es war das zweite Mal innerhalb weniger Monate, daß ich hier zu Gast war. Ein paar der äußeren Umstände waren anders – diesmal war ich wenigstens nicht in Handschellen hergeführt worden, das Büro war ein anderes und auch der Mann hinter dem Schreibtisch unterschied sich (nicht nur äußerlich) von Tornhill; und wenn diese Unterredung vorüber war, würde ich als freier Mann nach Hause gehen können.

Trotzdem fühlte ich mich jetzt so unbehaglich wie beim ersten Mal; vielleicht mehr.

Cohen seufzte und unterbrach so das lange, unangenehme Schweigen, das sich zwischen uns ausgebreitet hatte. »Und das ist jetzt alles?« fragte er.

Ich nickte und hielt seinem Blick gelassen stand. »Das ist alles, Captain. Mehr kann ich Ihnen nicht erzählen.«

»Sonst wirklich nichts?« vergewisserte sich Cohen. »Keine Leichen mehr im Keller, keine verrückten Attentäter mehr hinter Hecken, keine Ratten oder vielleicht Spinnen, die –«

»Verdammt, hören Sie auf«, unterbrach ich ihn, lauter und um mehrere Grade gereizter, als ich eigentlich vorgehabt hatte. Aber Cohens offen zur Schau gestelltes Mißtrauen trieb mich schier zur Raserei. »Das ist alles, was ich Ihnen sagen kann, Captain.«

Ich beugte mich vor, ließ die flache Hand auf den Tisch klatschen und setzte die beleidigteste Miene auf, die ich zustande brachte. »Wenn ich Sie daran erinnern darf, Captain – es ist reines Glück, daß meine Freunde und ich noch am Leben und nicht ebenfalls verschwunden sind. Sie tun so, als hätten Sie mich auf frischer Tat ertappt und verhaftet. Verdammt – ist es neuerdings strafbar, Opfer eines Mordanschlages zu sein?«

Mein Wutausbruch irritierte Cohen nicht im geringsten. Und ich konnte es ihm nicht einmal übelnehmen, wenn er mir mißtraute. Es war eine Menge geschehen, seit ich das Haus meines Vaters am Ashton Place bezogen hatte. Im Grunde war es nur einer ganzen Reihe mittlerer Wunder und Dr. Grays Redegewandtheit zu verdanken, daß ich bis zum heutigen Tage noch keine größeren Schwierigkeiten mit den Behörden bekommen hatte. Aber ich hatte während der letzten

Stunden zunehmend das Gefühl bekommen, daß sich das in nächster Zukunft ändern würde. Selbst die englische Langmut kennt Grenzen.

»Sie nehmen also an, daß Lady McPhaerson tot ist«, sagte er.

Jetzt war meine Geduld endgültig erschöpft. »Zum Teufel!« brüllte ich, »hören Sie auf, mir die Worte im Mund zu verdrehen, Captain! Ich nehme überhaupt nichts an! Ich weiß nur, daß wir überfallen und um ein Haar umgebracht worden wären und daß Lady Audley verschwunden ist!«

Cohen lehnte sich zurück und begann den Takt einer unhörbaren Melodie auf den Armlehnen seines Stuhles zu trommeln. »Und daß Sie einen Polizisten niedergeschlagen haben, der Ihnen versehentlich zu nahe gekommen ist«, fügte er hinzu. »Was war das, Craven? Eine Kurzschlußhandlung, pure Angst oder ein unbeabsichtigter Ausrutscher?«

»Was soll das, Cohen?« fragte ich wütend. »Wollen Sie mir irgend etwas unterstellen?«

»Natürlich nicht, Mister Craven«, antwortete er ruhig. »Aber Sie müssen zugeben, daß Ihre Geschichte... nun, zumindest unwahrscheinlich klingt, nicht wahr? Sehen Sie, Craven, es sind ein paar Menschen ums Leben gekommen, seit Sie London mit Ihrer Anwesenheit beglücken – darunter einige Mitarbeiter Scotland Yards, und das ist etwas, das wir hier gar nicht schätzen. Und da kommen Sie mit einer Geschichte von Ratten, die am hellichten Tage eine Kutsche angegriffen haben soll.« Er schüttelte den Kopf und schlug mit dem stumpfen Ende seine Bleistifte arhythmisch auf die Tischplatte.

»Es ist die Wahrheit, verdammt«, erwiderte ich gereizt, beugte mich vor und streckte die Hände über den Tisch. Howard, Rowlf und ich waren verarztet worden, ehe man mich hierher brachte, aber die zahllosen kleinen Bißwunden waren noch deutlich zu erkennen. Außerdem sah mein Rock aus, als wäre ich damit in eine Häckselmaschine geraten. »Sehen Sie mich an!« schnappte ich. »Oder meine beiden Begleiter. Und die toten Ratten und Pferde haben Sie doch auch gesehen!«

»Das habe ich«, bestätigte Cohen ungerührt. »Aber was beweist das? Ein paar tote Ratten, ein zerstörter Wagen, zwei bis auf die Knochen blankgefressene Pferde und eine verschwundene Lady der besten Gesellschaft Londons – das ist ein bißchen viel, um mit einem Achselzucken zur Tagesordnung überzugehen, mein lieber Craven.

Meinen Sie nicht auch, daß Sie mir eine Erklärung schuldig wären?«

Er schüttelte rasch den Kopf, als ich etwas sagen wollte, und seufzte hörbar. »Nein, sagen Sie es nicht, Craven. Ich weiß, daß Sie von nichts wissen und ein unschuldig Verfolgter sind. Wahrscheinlich ist alles nur eine einzige entsetzliche Verwechslung. Diese dummen Ratten haben Ihren Wagen schlichtweg mit einem Spatzennest verwechselt, das sie ausräubern wollten.« Seine Stimme troff vor Hohn.

»Wenn Sie mich irgendeiner Straftat verdächtigen, Captain«, sagte ich eisig, »dann reden Sie am besten mit meinem Anwalt weiter. Er wartet draußen.«

Cohen machte eine wegwerfende Geste. »Hören Sie mit Ihrem Rechtsverdreher auf, Craven.«

»Dr. Gray ist gewiß kein Rechtsverdreher!«

Cohen seufzte. »Ich weiß. Er ist einer der besten und teuersten Juristen des Landes. Das ist ja gerade das Schlimme.«

Er beugte sich vor, verschränkte die Hände vor sich auf dem Tisch und sah mich über den Rand seiner dünnen, goldgefaßten Brille hinweg durchdringend an. »Sie sind Amerikaner, Mister Craven.«

»Das steht in meiner Geburtsurkunde«, sagte ich, »aber ich bin –«

»Ich weiß«, unterbrach mich Cohen. »Ich habe Ihre Karte studiert, Mister Craven. Trotzdem, sind Sie de jure amerikanischer Staatsbürger.«

»Ein Ausländer«, antwortete ich gereizt. »Sagen Sie es ruhig.«

Cohen zuckte die Achseln. »Das haben Sie gesagt. Ich will ehrlich zu Ihnen sein, Mister Craven. Sie haben uns eine Menge Ärger gemacht in den letzten Monaten. Eine Menge einflußreicher…« Er stockte, suchte einen Moment sichtlich nach den richtigen Worten und fuhr fort: »… sagen wir Persönlichkeiten Londons haben angefangen, sich Fragen zu stellen und gewisse Sorgen zu machen.«

»Sorgen? Was für Sorgen?«

Cohen zögerte einen Moment, starrte sekundenlang seine sorgsam manikürten Fingernägel an und schien zu einem Entschluß zu kommen. »Ich will nicht lange um den heißen Brei herumreden, Craven«, begann er mit deutlich veränderter Stimme. »Ich glaube

kaum, daß Sie etwas mit dem Verschwinden von Lady McPhaerson zu tun haben, jedenfalls nicht in dem Sinne, daß ich Sie einer Straftat verdächtigen würde. Und ich fürchte, bei Ihrem Einfluß und Ihren nicht unbeträchtlichen finanziellen Mitteln dürfte es mir schwerfallen, Sie auch nur offiziell unter Anklage zu stellen.«

»Was soll ich dann noch hier?« fragte ich wütend.

Cohen lächelte kalt. »Mir zuhören, Craven«, sagte er ruhig. »Es geht nicht darum, ob und was ich Ihnen beweisen kann. Es geht um Sie, Mister Craven. Sie verbreiten Unglück. Ich werfe Ihnen nicht vor, irgend etwas Ungesetzliches getan zu haben, aber Sie verbreiten Unglück. Die Leute, die in Ihre Nähe kommen, entwickeln einen verhängnisvollen Hang, auf dramatische Weise ums Leben zu kommen. Das müssen Sie zugeben.«

»Was wollen Sie damit sagen?« fragte ich scharf.

»Es sind nicht meine Worte«, erwiderte Cohen gelassen, »Ich spreche im Auftrag... sagen wir, anderer. Wären Sie ein irgendwer, Mister Craven, würde ich Sie einfach beim Kragen nehmen und in den tiefsten Keller des Tower sperren, solange, bis ich die Wahrheit herausbekommen hätte. Aber zufälligerweise sind Sie kein irgendwer, sondern einer der reichsten und höchstwahrscheinlich auch einflußreichsten Männer der Stadt, wenn nicht des Landes.«

»Gut, daß Sie es einsehen«, knurrte ich.

»Das ändert gar nichts«, sagte Cohen gelassen. »Nicht viel jedenfalls. Ich werde ein Auge auf Sie haben, verlassen Sie sich darauf.« Er lächelte, blickte einen Moment konzentriert aus dem Fenster, als gäbe es dort ungemein Wichtiges zu sehen, und sah mich dann wieder über den Rand seiner Brille hinweg an.

»Das Allerbeste«, sagte er leise, aber sehr, sehr ernst, »wäre, wenn Sie die Stadt verlassen würden, Mister Craven. Vielleicht sogar die britischen Inseln.«

Es dauerte einen Moment, bis ich begriff. »Sie... Sie wollen mich aus der Stadt werfen?« fragte ich. »Mich des Landes verweisen? Mit welcher Begründung?«

»Mit keiner«, antwortete Cohen. »Wie gesagt – ich rede in quasi halboffiziellem Auftrag. Es gibt Leute, die es für besser halten würden, wenn Sie dem britischen Empire den Rücken kehren würden. Natürlich verweise ich Sie weder aus der Stadt noch des Landes. Das

kann ich nicht. Noch nicht.«

»Aber Sie legen mir nahe, zu gehen, bevor Sie es können.«

Cohen nickte. »Ja. Was nicht ist, kann durchaus noch werden, wissen Sie? Ich würde es bedauern, wenn ich Sie in Handschellen an Bord eines Schiffes führen müßte, das in die Staaten fährt.«

Ich antwortete nicht gleich. Nicht, daß mich Cohens Worte wirklich überraschend getroffen hätten. Nach allem, was vorgefallen war, hatte ich im Grunde schon damit gerechnet, längst in irgendeiner Zelle zu sitzen, die ich erst in fünfzig Jahren wieder verlassen konnte. Wenn überhaupt. Aber es widerstrebte mir einfach, so kampflos beizugeben. Und ich war unschuldig.

Zumindest in juristischem Sinne.

»Überlegen Sie es sich«, sagte Cohen und stand auf. »Es hat keine Eile. Wie Sie sich denken können, muß ich Sie sowieso bitten, die Stadt in nächster Zeit nicht zu verlassen. Aber sobald die Untersuchungen abgeschlossen sind, sollten Sie meinen Vorschlag ernsthaft ins Auge fassen. Vielleicht sehe ich in ein paar Tagen bei Ihnen vorbei und hole mir Ihre Antwort ab. Es sind da sowieso noch ein paar... Kleinigkeiten zu besprechen.«

Ich stand ebenfalls auf und starrte ihn einen Moment mit einer Mischung aus Zorn und Niedergeschlagenheit an.

»Diese... Persönlichkeiten, von denen Sie gesprochen haben, Captain«, sagte ich, das Wort auf die gleiche, eigenartige Weise betonend wie er zuvor, »– wer sind sie?«

Cohen schwieg, und nach ein paar weiteren Sekunden verließ ich endgültig das Büro und trat auf den Korridor hinaus.

Gray, der die ganze Zeit auf mich gewartet hatte, um sofort eingreifen zu können, falls ich doch in Schwierigkeiten geraten sollte, sprang von der unbequemen Holzbank auf und kam mir mit fragendem Gesicht entgegen. »Nun?«

»Nichts, nun«, sagte ich seufzend. »Er hat mir nahegelegt, das Land zu verlassen, oder wenigstens die Stadt.«

Gray erbleichte. »Er hat – was?« keuchte er.

»Mir gesagt, ich solle verschwinden, ehe ich Ärger kriege«, antwortete

ich. »Jedenfalls lief es darauf hinaus. Und das Schlimmste ist, er hat sogar recht.«

Gray fegte meine Antwort mit einer wütenden Bewegung beiseite, trat an mir vorbei und streckte die Hand nach der Türklinke aus. »Warte hier auf mich«, sagte er. »Ich kläre die Angelegenheit.«

Ich hielt ihn mit einem raschen Griff zurück. »Das hat doch keinen Sinn«, sagte ich. »Cohen hat ja recht. Ich kann nicht die Hände in den Schoß legen und so tun, als wäre nichts geschehen.«

»Natürlich nicht«, schnappte Gray. Seine grauen, von einem Netzwerk winziger Fältchen eingefaßten Augen blitzten. »Aber ich kenne Cohen. Wenn er keinen Dämpfer bekommt, wird er dein Schweigen als Zeichen von Furcht auffassen und das nächste Mal einen Schritt weiter gehen. Warte unten in der Halle auf mich. Das hier dauert nur einen Moment.« Damit drückte er die Klinke herunter und stürmte in Cohens Büro, ohne sich die Mühe zu machen, anzuklopfen.

Einen Moment lang blickte ich die geschlossene Tür noch kopfschüttelnd an, dann wandte ich mich nach links und ging langsam den nur schwach erhellten Korridor zur Treppe hinab. Vermutlich hatte Gray recht – man mußte Leuten wie Cohen auf die Finger klopfen, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, daß sie anfingen, Katz und Maus zu spielen und einem dabei die Rolle der Maus zudachten. Aber meine Fähigkeit, Konflikte auszutragen, war einfach erschöpft. Ich war müde, fühlte mich schwach, hatte Hunger und Durst, und in meinem Kopf drehte sich alles. Im Grunde wollte ich nur noch nach Hause.

Ich ging die Treppe hinunter und trat in die hohe, nach vorne offene Säulenhalle hinaus. Obwohl es für diese Jahreszeit kalt war, fühlte ich mich im Freien einfach wohler. Es war absurd – die Beamten von Scotland Yard und ich waren im Grunde Verbündete, die zusammenhalten sollten. Aber im Augenblick waren sie meine Feinde.

Fröstelnd zog ich den Mantel enger um die Schultern zusammen, trat an den Straßenrand und winkte einer Mietdroschke. Die ersten beiden Fuhrwerke rollten einfach vorbei, obgleich ich deutlich erkennen konnte, daß sie nicht besetzt waren. Aber die Kutscher hatten wohl meinen zerfetzten Mantel und den blutigen Anzug darunter gesehen und angesichts des Hauses, vor dem ich stand, einen zwar verständlichen, aber falschen Schluß daraus gezogen.

Erst der dritte Kutscher hielt an und fragte brummig nach der Adresse,

zu der er mich fahren sollte. Als ich sie ihm nannte, erbleichte der Mann, denn Ashton Place gehörte zu den Orten, mit denen man Dinge wie goldene Toilettenschüsseln und diamantbesetzte Türknöpfe in Verbindung bringt. Aber an diesem Tag vermochte ich mich nicht recht über seine Verblüffung zu amüsieren.

Als sich der Wagen in Bewegung setzte, blickte ich eher zufällig aus dem Fenster und zum Gebäude von Scotland Yard zurück.

Auf der breiten Freitreppe saß eine Ratte und starrte mir nach.

* * *

Mit dem Licht des neuen Tages war das grüne Wabern und Wogen blasser geworden. Aus der gleißenden Kuppel war ein blasser Schein geworden, nicht mehr als ein sanfter, kaum noch wahrnehmbarer Hauch im hellen Glanz der Sonne. Dafür hatte das Pulsieren am Grunde des Grabes zugenommen. Aus den finsteren Schatten waren Arme geworden, ein zuckender, auf schwer zu beschreibende Weise fließender Körper mit lichtlosen Augen aus Flecken treibender Schwärze, deren Blick älter als die Welt war, die sie sahen.

Die Fremde hatte wieder am Kopfende des Grabes Aufstellung genommen, und wie während der Nacht waren Penwick und Rowland an den beiden Längsseiten der rechteckigen Grube aufmarschiert und zur Reglosigkeit erstarrt. Bizarre menschliche Statuen mit übergroßen Rattenköpfen, deren schwarze Augen das Licht der Sonne wie polierte Knöpfe widerspiegelten...

Auch die Ratten waren wieder da, eine wirbelnde, amorphe Masse graubraun-schwarzer Körper, die die drei Gestalten und das offene Grab in respektvollem Abstand umgaben.

Der Friedhof selbst war kaum wiederzuerkennen. Die meisten Grabsteine und -platten waren umgeworfen oder zerschlagen, zahllose Gräber geöffnet, die Särge darin zerborsten und mit brutaler Kraft aufgebrochen, sofern sie nicht schon von selbst verfault und bei der ersten Berührung zerfallen waren. Nur wenige Gräber waren noch unversehrt.

Lange Zeit stand die Fremde mit dem knöchernen Rattenschädel still da, dann, wie auf ein geheimes Zeichen hin, erwachte sie aus ihrer Starre, hob den Arm und stieß einen absurd klingenden Laut aus, wie ihn eine menschliche Kehle niemals zustande gebracht hätte. Am

anderen Ende des Friedhofes entstand Bewegung, und zwei der Gestalten, die bisher reglos zwischen den verwüsteten Gräberreihen gestanden und zu der Fremden und ihren beiden unheimlichen Begleitern hinübergeblickt hatten, stiegen in ein aufgebrochenes Grab hinab. Ein Kratzen und Scharren wurde laut, dann das Splittern von Holz.

Die Frau in der grünen Toga hob langsam die Arme, ergriff den knöchernen Rattenschädel, den sie wie einen bizarren Helm auf dem Kopf trug, und nahm ihn ab; langsam und in einer beinahe zeremoniell anmutenden Geste. Eine vage, unruhige Bewegung ging durch die Masse der Ratten, als darunter das Gesicht einer dunkelhaarigen, jungen Frau zum Vorschein kam.

Langsam näherten sich zwei Männer dem Grab, den schlaffen, in halbvermoderte weiße Tücher eingeschlagenen Körper zwischen sich tragend, den sie aus dem erbrochenen Sarg genommen hatten. Die Ratten wichen lautlos zur Seite und bildeten eine Gasse für die beiden Männer und ihre schreckliche Last.

Sie erreichten das Grab, blieben stehen und blickten abwartend zu der Fremden hinüber. Die Frau starrte in die Grube hinab. Ihre Lippen formten... Laute. Worte einer düsteren, vor Äonen untergegangenen Sprache, und ihre Hände vollführten kleine Gesten. Dann hob sie mit einem Ruck den Arm und deutete fordernd auf den Toten, den die beiden Männer gebracht hatten.

Es gab keinen Laut, als die beiden den Leichnam in das Grab warfen und das grüne Glühen ihn aufsaugte. Nur das Wabern und Wogen in seinem Zentrum wurde stärker, und das unbeschreibliche Etwas, das im Herzen des grünen Lichtes Gestalt anzunehmen begann, schien erneut um eine Winzigkeit lebendiger und stofflicher zu werden...

Wieder bewegten sich die Lippen der Fremden, und diesmal war es ein Wort in der Sprache der Menschen, das sie formten. Nur ein Wort, aber immer und immer wieder. »Bald«, flüsterte sie. »Bald.«

Aus dem Grab erklang ein gräßlicher, saugender Laut; wie zur Antwort. Es klang fast wie ein Schmatzen.

* * *

Howard hatte sich meinen Bericht schweigend angehört, aber ich wartete vergebens darauf, daß er antwortete oder auch nur mit dem

Verziehen einer Miene auf meine Worte reagierte. Er war ein wenig blaß, und in seinen Augen stand noch immer der gleiche, dumpf-verzweifelte Ausdruck wie am Morgen, wenngleich er sich auch sichtlich gefangen hatte. Seine Hand lag auf dem Federeinband des Buches, in dem er gelesen hatte, als ich zurückkam. Es war einer der Bände aus der Geheimbibliothek meines Vaters. Das Chaat Aquadingen. Howard wußte, wie wenig gern ich es sah, wenn er in diesem Buch las. Aber ich hatte kein Wort darüber verloren. Er kannte die Gefahr, die diese verbotenen Bücher darstellten, wahrscheinlich besser als ich. Er würde seine Gründe haben, sich derart kraß über meinen Willen hinwegzusetzen.

»Ich verstehe einfach nicht, was das bedeutet«, sagte ich – zum wahrscheinlich zehnten Mal, seit ich hier herauf in die Bibliothek gekommen war.

»Es bedeutet, daß das, was du gesehen hast, kein Unfall war«, sagte Howard mit seltsam flacher, ausdrucksloser Stimme. »Die Polizei glaubt, daß die Ratten die Tollwut hatten oder der Junge sie gereizt hat, nicht?«

»Ich weiß nicht, was die Polizei glaubt«, antwortete ich rasch. Ich hatte ihm nicht viel von Cohen erzählt; wir hatten dringendere Sorgen als einen Polizeicaptain, der mich aufs Korn nehmen wollte. »Aber ich nehme es an.«

»Es stimmt nicht«, antwortete Howard. »Das war Mord, Robert. Ein kaltblütiger, berechnender Mord. Die Ratten haben diesen armen Teufel zerrissen, damit du es siehst.«

Seine Worte ließen mich schaudern. Ich hatte geahnt, daß es so war, aber es gab einen Unterschied zwischen Ahnen und Wissen.

»Jemand hat sie geschickt, meinst du?« flüsterte ich stockend.

Howard nickte. »Nicht jemand«, sagte er betont. »Sie. Dieser arme Kerl mußte um einer sinnlosen Machtdemonstration willen sterben; nur, um uns zu zeigen, wie groß ihre Macht ist.« In seinem Blick erschien wieder dieser Ausdruck von Vorwurf, mit dem er mich schon die ganze Zeit gemustert hatte und den ich mir nicht erklären konnte.

»Ich habe über alles nachgedacht, wahrend du weg warst«, fuhr er fort. Er lächelte müde, zündete sich eine Zigarre an und ließ die freie Hand mit einer erschöpften Bewegung auf den Einband des Chaat Aquadingen hinunterfallen. »Du hast mir alles über deine… Vision erzählt?« vergewisserte er sich. »Du hast nichts vergessen, keine

Kleinigkeit? Nichts weggelassen, weil es dir unwichtig erschien?«

»Nein.« Ich schüttelte den Kopf. »Nichts. Aber es war alles so… so unwirklich. So… falsch.«

Der Ausdruck von Sorge auf Howards Zügen verstärkte sich noch. Müde beugte er sich in seinem Sessel vor, klappte das Chaat auf und ließ die dünnen Pergamentblätter zwischen Daumen und Zeigefinger hindurchrascheln, als suche er eine bestimmte Stelle, schlug das Buch dann aber mit einem Seufzer wieder zu und zog an seiner Zigarre, bis die Spitze beinahe weiß glühte.

»ER, DESSEN NAMEN MAN NICHT AUSSPRICHT… DAS TIER… – was zum Teufel hat sie damit gemeint?« murmelte ich. »Und wer ist Sie überhaupt? Wer ist diese Frau, die harmlose Tiere dazu bringt, Menschen zu zerfleischen?«

Howards Lippen verzogen sich zu einem dünnen, irgendwie bitteren Lächeln. »ER, DESSEN NAMEN MAN NICHT AUSSPRICHT – weißt du wirklich nicht, was das bedeuten soll? Hast du so wenig in den Schriften gelesen, die dir dein Vater hinterlassen hat?«

Ich starrte ihn an, und plötzlich hatte ich das Gefühl, von einer eisigen, unsichtbaren Hand berührt zu werden. Ein kurzer, rascher Schmerz zuckte wie eine Nadel durch mein Herz. »Du… du meinst…«

»Cthulhu«, sagte Howard ungerührt. »Ja. Die Zeit seines Erwachens rückt heran. Aber das«, fügte er rasch hinzu, als er mein abermaliges Erschrecken bemerkte, »muß nichts bedeuten. Diese Wesen sind es gewohnt, in anderen Zeiträumen zu rechnen als wir. Dieses ‘Heranrücken’ kann durchaus noch hundert Jahre bedeuten. Oder auch tausend.«

»Oder ein paar Tage«, sagte ich finster.

»Oder ein paar Tage«, bestätigte Howard ungerührt. »Ja. Aber was mir trotzdem die größeren Sorgen bereitet, ist dieses andere, von dem das Mädchen gesprochen hat. DAS TIER.« Er sog an seiner Zigarre und stieß eine übelriechende Qualmwolke in meine Richtung.

»Ich habe versucht, die Antwort in diesem Buch zu finden«, fuhr er mit einer Kopfbewegung auf das Chaat Aquadingen fort, »aber leider umsonst. Es sind alle möglichen Dinge erwähnt, aber nichts, was die Bezeichnung DAS TIER trüge. Wenn wir das NECRONOMICON noch hätten…«

»Wir haben es aber nicht«, unterbrach ich ihn grob. Howard sah mich mißtrauisch an. Er argwöhnte noch immer, daß ich eine weitere Abschrift dieses Buches besitzen würde, und er kam der Wahrheit damit auch näher, als mir lieb war. Aber es gibt ein paar Dinge, in denen ich nicht bereit bin, auch nur um einen Deut von meinen Prinzipien abzuweichen. Das NECRONOMICON gehört dazu.

»Schade«, sagte er schließlich.

Ich nickte. »Sehr schade«, bestätigte ich. »Aber wir werden auch so herausfinden, was diese sonderbare Warnung zu bedeuten hat.«

Die Andeutung eines Lächeln erschien auf Howards müden Zügen. »Darf ich daraus schließen, daß du nicht vorhast, sie dir zu Herzen zu nehmen?«

»Ich habe nicht vor, Lady Audley im Stich zu lassen, wenn es das ist, was du meinst«, sagte ich. »Ich bin sicher, daß sie noch lebt, Howard. Und ich fühle mich verantwortlich für das, was ihr geschehen ist. Dieser Narr Cohen hat nicht einmal so unrecht mit seinen Vorwürfen.« Ich stand auf, ging zum Fenster und blickte durch einen Spalt in den Gardinen auf die Straße. London bot einen erbärmlichen Anblick, bedachte man, daß wir den 20. August schrieben und die Stadt eigentlich unter der Sommerhitze stöhnen sollte. Die Sonne stand zwar am Himmel und gab sich redliche Mühe, genau das zu erzielen, aber von Westen her trieben immer wieder düstere graue Wolken über die Stadt.

»Es ist ein bißchen spät, sich Vorwürfe zu machen, findest du nicht?« fragte Howard.

Ich nickte, ohne mich zu ihm herumzudrehen. »Sicher. Trotzdem trifft mich die Schuld an allem, Howard. Ich hätte diesen Wahnsinn niemals beginnen dürfen. Alles hat auf dieser verdammten Seance ange...«

Ich sprach nicht weiter. Irgend etwas hinter meiner Stirn machte deutlich hörbar »Klick«.

Und plötzlich wußte ich es. Plötzlich hörte ich noch einmal die Worte, die Lady Audley während der unseligen Seance ausgestoßen hatte, sah ich noch einmal das Mädchen, dessen Bild mir der Rattenmann geschickt hatte, die bizarre Welt, in der es existierte, das Wesen, das es begleitet und das ich für unwichtig gehalten hatte. Plötzlich fügten sich die Puzzleteile zu einem Bild.

DAS TIER ...

Die schwarze Ziege.

Die schreckliche Ziege mit den tausend Jungen...

Wie von der Tarantel gestochen fuhr ich herum und starrte Howard an. Mein Gesicht muß eine Maske puren Entsetzens gewesen sein, denn Howard sprang auf und blickte mich erschrocken an. »Was ist los?« fragte er.

Ich antwortete nur mit zwei Worten, aber ich sah, daß sie ihn mit der gleichen Wucht trafen wie mich.

»Shub-Niggurath, Howard«, sagte ich. »DAS TIER ist nichts anderes als Shub-Niggurath.«

* * *

Sie lag in einem winzigen, fensterlosen, Raum, der nur von einer einzelnen rußenden Petroleumlampe erhellt wurde, als sie erwachte. Ein Mann hockte auf einem Schemel neben ihrem Bett, das Gesicht von ihr abgewandt und die Ellbogen auf die Oberschenkel gestützt; in leicht vorgebeugter Haltung, als schliefe er. Die Luft roch verbraucht, und es war ein Gestank wie nach schmutzigen Tieren im Raum, den sie sich nicht gleich erklären konnte. Dann knüpfte dieser Gestank eine Verbindung zu den Bildern, die sie in ihren Alpträumen gequält hatten, und plötzlich begriff sie, daß es keine Alpträume gewesen waren, daß alles wahr war – der schreckliche Tod des rothaarigen Jungen, der Angriff auf die Kutsche, Ratten, die wie eine braune Flut heranstürmten und Craven und Mister Phillips und ihren armen Leibdiener verschlangen, die durchgehenden Pferde, die sich aufgebäumt und die Kutsche umgeworfen hatten, die zahllosen Ratten, die durch die Tür und Spalten in den zerborstenen Wänden hereingequollen waren, das ekelhafte Gefühl ihrer Berührung, und dann der schreckliche Mann mit dem Rattenkopf – dies alles war wirklich geschehen!

Lady Audley McPhaerson fuhr mit einem gellenden Schrei in die Höhe, bemerkte zu spät, daß ihre Hände zusammengebunden und mit einem kurzen Strick am Bettgestell festgeknüpft waren, und sank mit einem schmerzhaften Keuchen wieder zurück.

Der Schrei weckte den Mann neben ihr aus seiner Erstarrung. Mit einem Ruck hob er den Kopf, drehte sich im Stuhl herum und stand dann ganz auf.

Lady Audley schrie erneut, als sie sein Gesicht sah.

Es war das Gesicht einer Ratte! Der Mann war der Unheimliche aus ihrem Traum, das Ungeheuer, das plötzlich neben der Kutsche aufgetaucht war und sie aus dem zerborstenen Wagen gezerrt hatte, während die Ratten über ihren Körper krochen, sie mit ihren widerlichen Schnauzen beschnüffelten und betasteten, an ihren Kleidern und Haaren zerrten…

Lady McPhaerson hörte erst wieder auf zu schreien, als der Rattenmann sie in die Höhe riß und ihr eine schallende Ohrfeige versetzte. Die Hysterie ging so schnell, wie sie gekommen war, aber zurück blieb ein Entsetzen, das alles übertraf, was sie in ihrem langen Leben auch nur geahnt hatte. Ihre Augen schienen vor Grauen schier aus den Höhlen zu quellen, während sie das struppige Rattengesicht des Unheimlichen betrachtete.

Und dann begann das Wesen zu sprechen; mit seltsam hoher, quietschender Stimme, die Worte von einem fürchterlichen Rasseln und Hecheln begleitet, aber trotzdem verständliche Worte – und das war fast noch ein größerer Schock für Lady Audley als der pure Anblick des Scheusals.

»Es hat keinen Zweck, wenn Sie sich wehren«, krächzte es. »Sie fügen sich nur Schmerzen zu. Niemand wird Ihnen etwas zuleide tun, solange sie keine Dummheiten machen, Mylady.«

Mylady! dachte Lady Audley entsetzt. Das Ungeheuer nannte sie Mylady! Bitterer Speichel sammelte sich unter ihrer Zunge. Sie schluckte ein paarmal, um den Brechreiz niederzukämpfen, biß sich selbst auf die Zunge und wartete, bis der brennende Schmerz das Entsetzen, das ihre Sinne vernebelte, vertrieben hatte. Trotzdem zitterte ihre Stimme so heftig, daß sie alle Kraft aufwenden mußte, um die wenigen Worte verständlich hervorzubringen.

»Wer… wer sind Sie?« wimmerte sie. »Was haben Sie mit mir vor? Wo bin ich und was –«

Der Rattenmann unterbrach sie mit einer unwilligen Geste seiner nur noch halb menschlichen Klauenhände. »Mein Name ist Penwick«, sagte er, »aber das tut nichts zur Sache. Sie werden alles erfahren, wenn die Zeit gekommen ist. Vorerst brauchen Sie keine Angst zu haben. Ich bin nur hier, um auf Sie achtzugeben – nicht, um Ihnen irgend etwas zuleide zu tun.«

»Vorerst«, wiederholte Lady Audley leise. »Und später?«

»Sind Sie hungrig?« fragte der Rattenmann, als hätte er ihre Frage gar nicht gehört.

Lady Audley schluckte, schüttelte kurz und abgehackt den Kopf und versuchte sich abermals aufzurichten. Diesmal ging es, wenngleich der Strick ihre Bewegungen sehr behinderte und sie sich nur zur Hälfte erheben konnte.

»Sagen Sie es nur, wenn Sie irgendwelche Wünsche haben«, krächzte Penwick. »Sie dürfen diesen Raum nicht verlassen, aber ansonsten stehe ich Ihnen jederzeit zur Verfügung.«

»Sie… Sie könnten mir diese Fesseln abnehmen«, sagte Lady Audley mit einer Kopfbewegung auf ihre zusammengebundenen Hände.

»Das darf ich nicht.«

Lady Audley schluckte schwer. »Seien Sie nicht albern, junger… junger Mann«, sagte sie mit allem Mut, den sie aufzubringen vermochte. »Ich bin eine alte Frau – was könnte ich schon gegen einen so starken Mann wie Sie unternehmen? Die Fesseln tun mir weh.«

Das braune Rattengesicht starrte sie drei, vier endlose Sekunden lang an, dann nickte es, eine Geste, die den Schrecken, den sein Anblick brachte, noch vertiefte, denn sie bewies Lady Audley, daß dieses grauenerregende Wesen irgendwann einmal ein ganz normaler Mensch gewesen sein mußte.

»Wahrscheinlich haben Sie recht, Mylady«, sagte Penwick. »Es ist wohl nicht nötig, daß Sie die Unbequemlichkeit noch länger ertragen. Die Tür ist ohnehin abgeschlossen, und den Schlüssel habe ich in der Tasche.« Er klopfte bezeichnend auf die rechte Seite seiner schweren Arbeitsjacke, beugte sich vor und zerriß die fingerdicken Stricke um Lady Audleys Handgelenk mit einem kurzen, kräftigen Ruck.

Lady Audley schwang mit einem erleichterten Seufzer die Beine von der Liege und rieb ihre schmerzenden Handgelenke. Ihr Blick blieb unverwandt auf Penwicks Rattengesicht geheftet.

»Wenn Sie sonst noch einen Wunsch haben…«, sagte der Rattenmann.

Lady Audley nickte und streckte die Hand aus. »Helfen Sie einer alten Frau beim Aufstehen, junger Mann.«

Penwick trat – ganz Gentleman-Ratte – vor, ergriff ihre rechte Hand und zog sie behutsam auf die Füße. Lady Audleys gute zwei Zentner

kamen zitternd und bebend in die Höhe.

Aber sie begnügte sich nicht damit, aufzustehen, sondern stieß sich mit der anderen Hand ab, verstärkte so Penwicks Zug noch – und riß das rechte Knie in die Höhe. Die Bewegung war vielleicht nicht sehr schnell und ganz bestimmt alles andere als elegant – aber hinter dem Knie, das Penwick da traf, wo es weder menschliche noch rattische Männer besonders schätzen, steckte die ganze Wucht ihrer zwei Zentner Körpergewicht.

Penwick stieß ein krächzendes, fast komisch klingendes Quietschen aus, krümmte sich –

und kollidierte zum zweiten Mal mit Lady McPhaersons Knie.

Diesmal traf der Schlag sein Gesicht. Penwick quietschte erneut, warf die Arme in die Luft und kippte nach hinten. Er war bewußtlos, ehe er auf dem Boden aufschlug.

Sekundenlang stand Lady Audley da und blickte kopfschüttelnd auf den Rattenmann hinunter. Dann raffte sie ihre Röcke zusammen, ging umständlich neben ihm in die Hocke und begann seine Taschen zu durchwühlen. Penwick regte sich stöhnend. Seine Krallenhand fuhr scharrend über den Boden und hinterließ millimetertiefe Scharten in dem harten Holz. Seine Lider zitterten.

Lady Audley runzelte mißbilligend die Stirn – und ließ sich nach vorne fallen. Penwick stieß keuchend die Luft aus, als ihre Knie seine Rippen knacken ließen, verdrehte die Augen – und verlor abermals das Bewußtsein.

»So ist es brav«, sagte Lady Audley, während ihre Hand in Penwicks Tasche glitt und mit einem gewaltigen, doppelbärtigen Schlüssel wieder zum Vorschein kam. »Bleib nur schön liegen, mein Junge, sonst müßte ich dir wirklich weh tun.«

Hinter ihr erklang ein leises, perlendes Lachen.

Lady Audley fuhr mit einem Schrei herum – und erstarrte mitten in der Bewegung.

Die Tür hatte sich lautlos geöffnet, während sie damit beschäftigt gewesen war, Penwick nach dem Schlüssel zu durchsuchen. Helles Sonnenlicht strömte in den Raum, ließ den Schein der Petroleumlampe verblassen und zeichnete die Konturen der Gestalt nach, die unter der Tür erschienen war. Aber obwohl sie im

Gegenlicht nicht mehr als ein tiefenloser schwarzer Schatten war, erkannte Lady Audley doch die Konturen einer schlanken, gutgewachsenen jungen Frau. Nur ihr Kopf schien irgendwie mißgestaltet; eckig. Es war nicht der Umriß eines menschliches Kopfes.

Zitternd vor Schreck, aber noch immer von dem Willen erfüllt, ihr Leben so teuer wie nur möglich zu verkaufen, richtete sich Lady Audley vollends auf und spannte sich, als die Fremde auf sie zutrat.

»Wer sind Sie?« fragte sie scharf.

Die Frau schloß die Tür hinter sich, und im weichen Licht der Petroleumlampe wurde aus dem flachen Schatten die Gestalt eines sehr jungen, leicht bekleideten Mädchens. Ihr Gesicht war hinter dem gebleichten Weiß eines knöchernen Rattenschädels verborgen.

»Du hast dich wirklich nicht verändert, Tante Aude«, sagte sie, »Nicht einmal in all den Jahren. Ich hätte mir denken sollen, daß Penwick allein nicht mit dir fertig wird.« Damit hob sie die Hände an den Kopf, nahm den bizarren Schädelhelm ab und ließ abermals dieses helle, perlende Lachen hören.

Lady Audley hatte das Gefühl, innerlich zu Eis zu erstarren. Sie hätte das Gesicht des Mädchens nicht zu sehen brauchen, um zu wissen, wem sie gegenüberstand. Es war dieses Lachen, das sie um mehr als alles andere in Erinnerung behalten hatte.

»Cindy!« flüsterte sie mit bebender Stimme.

* * *

Es ging auf drei Uhr zu, als ich den Bahnhof erreichte. Unsere Reisevorbereitungen hatten nicht viel Zeit in Anspruch genommen; die Koffer waren noch gepackt seit dem verunglückten ersten Versuch, London zu verlassen, und wir hätten schon eher abreisen können, hätte Howard nicht darauf bestanden, Grays Rückkehr abzuwarten, um noch das eine oder andere mit ihm zu besprechen. Der weißhaarige Anwalt war eine gute Stunde nach mir eingetroffen, und auf seinem Gesicht hatte ein Ausdruck gelegen, als hätte er mit Cthulhu um seine Seele gepokert und verloren. Er hatte nicht sehr viel gesagt, aber nach dem wenigen, was ich ihm hatte entlocken können, schien der »Dämpfer«, den er Cohen hatte versetzen wollen, zu einem Bumerang geworden zu sein. Die »Persönlichkeiten«, von denen der

Captain gesprochen hatte, mußten noch um einiges hochgestellter sein, als ich – und wohl auch er – bisher angenommen hatten. Es sah ganz so aus, als wäre mein »friedliches« Leben in London endgültig vorbei. Howard und er waren überein gekommen, daß Gray in meinem Haus bleiben und die Stellung halten sollte, bis wir aus St. Aimes zurück waren. Grays Einfluß und juristisches Können mochte auf jeden Fall reichen, mir bis zu unserer Rückkehr Luft zu verschaffen. Und wenn wir nicht zurückkamen, hatte Cohen ohnehin erreicht, was er wollte. Er hatte mir zwar verboten, die Stadt zu verlassen, aber ich hatte das sichere Gefühl, daß er ganz froh sein würde, wenn ich dieses Verbot mißachtete und Fersengeld gab.

Trotzdem waren wir vorsichtig gewesen. Cohen war kein solcher Trottel wie Tornhill, der mir meine erste Bekanntschaft mit Scotland Yard versüßt hatte. Ich war ziemlich sicher, daß er mein Haus beobachten ließ, und so waren Howard, Rowlf und ich zu unterschiedlichen Zeiten und in verschiedenen Richtungen aus dem Haus gegangen, wobei ich mich auf Howards Drängen hin noch zusätzlich mit einem viel zu weiten Mantel und einer albernen Kapuze getarnt hatte.

Anschließend war ich eine gute Stunde kreuz und quer durch die Stadt gegangen und gefahren, durch die Markthallen und ein großes Kaufhaus gelaufen, in drei verschiedenen Kneipen gewesen, die ich allesamt durch die Hintertür verlassen hatte, und sogar über ein paar Dächer geklettert und ein Stückweit durch die Tunnel der gerade im Bau befindlichen Untergrundbahn gerannt. Nicht einmal der Urvater sämtlicher Spürhunde hätte meine Fährte jetzt noch aufnehmen können.

Jetzt war ich auf dem Bahnhof und wartete auf den Zug. Trotz der Odyssee, die ich hinter mir hatte, blieb noch eine gute halbe Stunde Zeit, die ich damit verbrachte, möglichst unauffällig auszusehen und nach Howard und Rowlf Ausschau zu halten, die sicher längst auf mich warteten.

Ich fühlte mich nicht sonderlich wohl; trotz meiner Verkleidung und der Mühe, die ich mir gegeben hatte, einen hypothetischen Verfolger abzuschütteln, traute ich dem scheinbaren Frieden nicht. Cohen war kein Idiot. Wenn er mich beschatten ließ und wenn sein Mann ihm mitteilte, daß er meine Spur verloren hatte, würde er rasch die richtigen Schlüsse ziehen.

Das einzige, was mich beruhigte, war die Tatsache, daß der Bahnsteig nahezu vor Menschen aus den Nähten platzte; es schien eine Unzahl

von Leuten zu geben, die die Stadt verlassen wollten. Im Augenblick gab mir die Menge genügend Deckung, selbst wenn Cohen einen seiner Männer hergeschickt hatte. Und wenn wir erst einmal im Zug waren, würden wir sehen.

Eine Bewegung auf der anderen Seite des Bahnsteiges erregte meine Aufmerksamkeit. Rasch trat ich hinter eine der verwitterten Eisensäulen, die das Dach trugen, schlug die Kapuze ein wenig zurück und versuchte, über die Köpfe der dicht gedrängten Menge hinwegzuschauen.

Rowlfs hektisch gerötetes Bulldoggengesicht war unverkennbar, selbst über die große Entfernung hinweg. Er stand, beide Hände in die Jackentasche vergraben und ungeduldig mit den Füßen aufstampfend, vor der Tafel mit den Abfahrtszeiten und blickte abwechselnd auf die kleingedruckten Buchstaben und die Normaluhr, die über seinem Kopf von der Decke hing. Dann schlug er den Jackenkragen hoch und ging mit weit ausgreifenden Schritten zu der Teebude am anderen Ende des Bahnhofes hinüber. Ich überlegte einen Moment, ob ich ihm folgen sollte, entschied mich aber dann dagegen.

Die Gefahr, erkannt zu werden, war zu groß. Wenn wir uns erst im Zug trafen, waren wir auf jeden Fall sicherer.

Der Gedanke ließ mich lächeln. Ich begann mich schon zu benehmen und – was schlimmer war – so zu denken, als wäre ich auf der Flucht. Dabei waren die Männer, vor denen ich mich im Moment verbarg, meine Verbündeten. Es war zum Verrücktwerden!

Ich sah auf die Uhr, stellte fest, daß ich noch knapp dreißig Minuten Zeit bis zur Abfahrt hatte, und wandte mich fröstelnd um, um ins Bahnhofscafe zu gehen. Es brachte niemand etwas, wenn ich eine halbe Stunde hier herumstand.

Ich betrat das Lokal, suchte mir einen Platz in der hintersten Ecke, von dem aus ich den Eingang im Auge behalten konnte, ohne sofort selbst gesehen zu werden, bestellte einen heißen Kaffee und blickte unter dem Rand meiner Kapuze hinweg zur Tür.

Nach einer Weile näherten sich Schritte meinem Tisch. Ich sah auf und griff gleichzeitig in die Tasche, um eine Münze hervorzuholen.

Aber es war nicht der Ober, den ich erwartet hatte.

Der Mann vor mir war ein Riese mit schütterem Haar, einer dünnen, goldgefaßten Brille und dem grimmigsten Gesichtsausdruck, der mir

jemals untergekommen war. Und diesmal trug er nicht den abgewetzten grauen Anzug, mit dem ich ihn in seinem Büro gesehen hatte, sondern die schwarze Uniform der Londoner Polizei, auf deren Schultern die Goldtressen seines Captainsranges blitzten.

»Cohen!« entfuhr es mir. »Sie?«

Er nickte – auf eine sehr grimmige, abgehackte Weise, zog sich unaufgefordert einen Stuhl heran und ließ sich darauf nieder. Das wackelige Möbelstück ächzte unter seiner Leibesfülle, aber Cohen schien es nicht einmal zu bemerken.

Finster starrte er mich durch die halb beschlagenen Gläser seiner Brille an und scheuchte den Kellner, der mit meinem Kaffee herankam, mit einer ungeduldigen Handbewegung davon.

»Es freut mich, daß Sie sich wenigstens noch an meinen Namen erinnern, Craven«, sagte er. »Um ehrlich zu sein, hatte ich schon fast gefürchtet, daß Sie unser Gespräch vom heutigen Morgen bereits vergessen haben könnten.«

»Worauf wollen Sie hinaus, Captain?« fragte ich.

Cohen lächelte kalt. »Nichts, Craven, nichts. Sie wollen verreisen?«

»Ich folge nur Ihrem Rat«, antwortete ich bissig. »Heute morgen konnten Sie mich nicht schnell genug aus der Stadt herausbekommen, oder?«

Cohen seufzte. Auf seinem Gesicht erschien ein Ausdruck, der gleichzeitig gelangweilt wie ergeben wirkte. Unbemerkt blickte ich an ihm vorbei zum Ausgang. Die beiden Männer, die rechts und links der Tür standen und interessiert in ihren Zeitungen blätterten, waren mir beim Hineingehen nicht aufgefallen. Aber ich war sicher, daß ich sie bemerkt hätte, wären sie zu diesem Zeitpunkt bereits dort gewesen.

Vor allem, weil einer von ihnen seine Zeitung verkehrtherum hielt.

So viel zu dem Gedanken an Flucht.

Ich straffte mich, schlug die alberne Kapuze, die ich noch immer über dem Kopf hatte, zurück und sah Cohen herausfordernd an. »Was wollen Sie von mir, Captain?« fragte ich noch einmal. »Sie haben mir geraten, die Stadt zu verlassen. Jetzt tue ich es.«

»Ohne Koffer?« fragte Cohen.

Ich zuckte mit den Achseln. »Ich reise immer mit kleinem Gepäck. Also – was wollen Sie?«

»Sie haben es sehr eilig, wie?« murmelte Cohen lauernd. »Man könnte meinen, Sie laufen vor irgend etwas davon.«

»Sie selber haben mir gesagt –«

»Ich weiß, was ich Ihnen gesagt habe, Mister Craven«, unterbrach mich Cohen. Plötzlich klang seine Stimme ganz kalt, hart und unnachgiebig wie Stahl. »Aber das war heute morgen, Craven. Mittlerweile haben sich gewisse Dinge geändert.«

»Gewisse Dinge?« wiederholte ich lauernd. Plötzlich war ich mir sicher, daß Cohen mit einer ganz bestimmten Absicht hier war.

»Sehen Sie, Craven, selbst Scotland Yard ist nicht so dumm, wie ihr Amerikaner zu glauben scheint«, sagte Cohen. Seine Stimme wurde triumphierend, als er sich vorbeugte und mich anstarrte. »Haben Sie schon einmal den Namen Gloria Martin gehört, Mister Craven?«

»Martin?« Ich mußte meine Verwirrung nicht einmal heucheln. »Gloria Martin?«

Cohen nickte. »Ein junges Mädchen, das sich vor ein paar Wochen auf eine Zeitungsanzeige hin bei Ihnen vorstellen wollte. Jedenfalls hat sie das ihrer alten Zimmerwirtin erzählt. Und das war das Letzte, was sie jemals einem lebenden Menschen erzählt hat, Mister Craven.«

»Vor ein paar Wochen? Ich verstehe nicht ganz, worauf Sie hinaus wollen, Captain. Was... meinen Sie damit?« fragte ich mühsam.

Cohen schnaubte, stand auf und machte eine ungeduldige Handbewegung. »Das wissen Sie ganz genau, Craven«, sagte er hart. »Ich weiß nicht, wie Sie es geschafft haben, daß die Sache damals nicht weiter verfolgt wurde. Aber als heute morgen Ihr Rechtsverdreher bei mir war und versucht hat, mir zu drohen, habe ich mir die Akte noch einmal kommen lassen und genauer angesehen. Gloria Martin war auf dem Weg zu Ihnen, als sie verschwand.«

Eine Sekunde lang starrte ich ihn an, dann begriff ich endlich. Gloria Martin war das Mädchen, das von den Killermotten getötet worden war, die Howards wahnsinniger Logenbruder als Waffe gegen uns geschaffen hatte. Die Sache war Monate her, und ich hatte immer angenommen, daß Gray es irgendwie fertig gebracht hätte, sie zu bereinigen. Aber ich hatte nicht mit einem Mann namens Wilbur

Cohen rechnen können.

»Ich verstehe nicht, was Sie meinen«, sagte ich stur.

Cohen grinste böse. »Das macht nichts, Craven«, sagte er. »Wir haben Zeit genug, uns über alles zu unterhalten. Folgen Sie mir.«

Ich widersprach nicht, sondern erhob mich gehorsam von meinem Platz. Es war völlig sinnlos, weiter mit ihm diskutieren zu wollen oder gar einen Fluchtversuch zu unternehmen; Cohen wartete nur auf einen handfesten Grund, mich in Ketten zurück zum Yard zu schleifen.

Die beiden Männer neben der Tür beendeten rein zufällig im gleichen Moment ihre Zeitungslektüre, in dem wir zwischen ihnen hindurchgingen, falteten die Blätter zusammen und folgten uns. Cohen ging im Sturmschritt neben mir her, blieb aber schon nach wenigen Schritten wieder stehen und deutete mit einer Kopfbewegung über den Bahnsteig.

Ich sah gleich, was er meinte. Rowlf und Howard war es nicht besser ergangen als mir. Rowlf stand mit geballten Fäusten und blitzenden Augen einem guten halben Dutzend unglaublich unauffällig gekleideter Männer gegenüber und schien sich noch nicht entschieden zu haben, ob er sie verdreschen oder ihnen folgen sollte, während Howard mit steinernem Gesicht zwischen zwei von Cohens Männern zum Ausgang ging.

»Sie sehen, Craven«, sagte Cohen süffisant, »daß Sie sich das ganze alberne Versteckspiel hätten sparen können.«

»Ich dachte, ich hätte Ihren Mann abgeschüttelt«, sagte ich düster.

Cohen blinzelte verwirrt. »Welchen Mann?« fragte er. »Ich habe niemanden auf Sie angesetzt, Craven. Wir haben hier auf Sie gewartet.«

* * *

Das Gras wuchs an dieser Stelle fast hüfthoch, und Kilian hatte die Ratte längst aus den Augen verloren. Nur dann und wann raschelte es vor ihm im Gras, und manchmal bewegten sich ein paar Halme gegen den Wind. Wäre das Tier nicht immer wieder stehengeblieben und hätte kleine, pfeifende Laute von sich gegeben, hätte er seine Spur schon nach wenigen Augenblicken verloren.

Aber die Ratte achtete sorgsam darauf, ihn nicht zu verlieren. Immer wieder verhielt sie und wartete, bis er aufgeschlossen hatte, und ein paarmal kletterte sie sogar auf Steine oder Baumstämme hinauf, um sich dem Alten zu zeigen und ihm Gelegenheit zu geben, erneut an ihre Seite zu treten.

Kilian war völlig außer Atem, als sie die Flanke des Hügels erklommen hatte und dort auf ihn wartete. Seine alten Beine wollten nicht mehr, und seine Lungen schmerzten bei jedem Luftholen, als atme er Nadeln. Trotzdem schleppte er sich gehorsam weiter, als das ungeduldige Pfeifen der Ratte wieder ertönte.

Als er neben ihr auf der Kuppe des Hügels anlangte, brach er in die Knie. Sein Herz raste, als wolle es zerspringen, und für einen Moment begannen sich der Himmel und die grasbewachsene Küstenlandschaft vor seinen Augen wie irr zu drehen.

Die Ratte quietschte ungeduldig, trippelte ein paar Schritte davon und blieb wieder hocken. Ihr dünner, haarloser Schwanz peitschte nervös.

Kilian versuchte sich auf Hände und Knie hochzustemmen, aber seine Kräfte versagten. Er fiel, schlug schwer mit dem Gesicht auf dem Boden auf und schmeckte bitteres Blut und Galle. Für Augenblicke wurde ihm übel.

»Du mußt… langsamer gehen, Herr«, keuchte er. »Kilian ist ein alter Mann. Hat seine… besten Jahren hinter sich. Will ja gehorchen, aber er… kann nicht mehr so schnell.«

Die Ratte pfiff, als hätte sie seine Worte verstanden, kam plötzlich wie ein brauner Blitz zurückgeschossen und grub ihre Zähne kurz und tief in Kilians Hand. Der alte Mann schrie auf, stemmte sich mit der Kraft der Verzweiflung in die Höhe und blieb schwankend stehen, die blutende Hand gegen die Brust gepreßt.

»Ich komme ja schon, Herr«, wimmerte er. »Tu dem alten Kilian nichts mehr. Ich… will auch gehorchen.«

Die Ratte lief weiter, und Kilian taumelte hinter ihr her. In schrägem Winkel liefen Sie den Hügel hinab, den sie gerade so mühsam erstiegen hatten, und nach einer Weile sah Kilian auch, was ihr Ziel war.

Es war das Grab. Nicht der Friedhof von St. Aimes, auf dem sich jetzt so schreckliche Dinge taten, sondern ein uraltes Hünengrab, das den Kelten zugeschrieben wurde, von dem man aber munkelte, daß es in

Wahrheit viel, viel älter war.

Es bestand aus vier mächtigen, fast mannshohen Felsquadern, die einen flachen, roh behauenen Block trugen, in dessen Schmalseiten verwirrende Symbole und Runen eingemeißelt waren. Die ganze Anordnung war halb von Gras und ungezügelt wucherndem Buschwerk überwachsen, und die Sonne stand so, daß die vier gewaltigen Monolithen beinahe waagerechte Schatten warfen. Fast wie eine Hand, dachte Kilian schaudernd, eine vierfingrige titanische Hand, die sich gierig nach ihm ausstreckte.

Instinktiv stockte er mitten im Schritt, aber die Ratte fuhr sofort herum, sprang an seinem Bein empor und zwickte ihn warnend in die Wade, und Kilian beeilte sich, weiter zu humpeln.

Obwohl er vor Anstrengung schweißnaß war, fröstelte er, als er in den Schatten des gewaltigen Felsengrabes trat. Etwas Unheimliches, Fremdes schien von den steinernen Giganten auszugehen, etwas wie der Atem der Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende, die an ihnen vorübergegangen waren, ohne mehr als flüchtige Spuren in ihrer Oberfläche zu hinterlassen.

Die Ratte trippelte mit kleinen, irgendwie nervösen Schritten in den Schatten eines Felspfeilers und setzte sich auf die Hinterläufe; wie eine Katze, die es sich bequem macht. Kilian starrte sie fast eine Minute lang an, dann wandte er sich um, schlurfte ebenfalls zu einem der vier gewaltigen Felsfinger hinüber und setzte sich in den Schatten.

Dann warteten sie.

* * *

Der Wagen wartete vor dem Bahnhof. Es war ein großes, kastenförmiges Gefährt, von vier Pferden gezogen und mit kleinen, vergitterten Fenstern versehen, so stabil wie ein rollender Safe und ungefähr genauso unauffällig. Als Cohen mich mit einem süffisanten Lächeln aufforderte, hineinzusteigen und auf einer der ungepolsterten Bänke Platz zu nehmen, hatte sich bereits ein regelrechter Menschenauflauf um den Wagen gebildet, und wahrscheinlich würde es spätestens morgen das Stadtgespräch sein, daß der sonderbare Nichtstuer, der vor einem halben Jahr in der Stadt aufgetaucht war, endlich dorthin gebracht worden war, wo er hingehörte.

Cohen kletterte hinter mir in den Wagen, schloß die Tür jedoch nicht,

sondern setzte sich mir gegenüber auf eine Bank und starrte mich mit unbewegtem Gesicht an: Ich sah durch die offenstehende Tür nach draußen, begegnete den neugierigen Blicken dutzender Menschen und verspürte plötzlich das dringende Bedürfnis, mich unter der Sitzbank zu verkriechen.

»Sie begehen einen schrecklichen Fehler, Cohen«, sagte ich. Nicht, weil ich mir ernsthaft einbildete, ihn überzeugen zu können, sondern nur, um überhaupt etwas zu sagen und das Schweigen nicht übermächtig werden zu lassen.

Cohen nickte ungerührt. »Ich weiß«, sagte er. »Es ist alles nur ein furchtbarer Irrtum. Ich werde mich bei Ihnen entschuldigen, sollte es sich wirklich als solcher herausstellen. Schriftlich, wenn Sie es möchten.«

»Sie verstehen überhaupt nichts«, sagte ich zornig. »Wir sind alle in schrecklicher Gefahr, Captain.«

»Und Sie waren gerade unterwegs, um diese furchtbare Gefahr von uns abzuwenden, nicht wahr?« Cohens Augen blitzten spöttisch. »Hören Sie mit dem Unsinn auf, Craven.«

»Es ist kein Unsinn«, beharrte ich. »Aber es ist wohl zwecklos, mit Ihnen reden zu wollen.«

Cohen nickte ungerührt. »Solange es nicht um Gloria Martin geht, ja«, bestätigte er.

Ich beugte mich erregt vor und schrie ihn an: »Zum Teufel, ich habe nichts mit dem Tod dieses Mädchens zu –«

Ich sprach nicht weiter, als ich sah, wie es in seinen Augen aufblitzte.

»Tod?« wiederholte er lauernd. »Woher wissen Sie, daß Gloria Martin tot ist, Craven?«

»Ich... ich wollte sagen: mit ihrem Verschwinden«, stotterte ich. Am liebsten hätte ich mich selbst geohrfeigt, aber die Worte waren einmal heraus und ließen sich nicht mehr rückgängig machen. Das hieß – für einen normalen Menschen nicht mehr.

»Das wollten Sie nicht, Craven«, schnappte Cohen. »Sie sagten Tod, und Sie meinten Tod. Sie wissen also etwas über Gloria Martin.« Er lächelte triumphierend. »Ich wußte, daß Sie Dreck am Stecken haben, Craven. Diesmal wird Ihnen Ihr Rechtsverbieger nicht mehr helfen,

das schwöre ich Ihnen.«

»Ich habe keine Ahnung, wovon Sie überhaupt reden, Cohen«, sagte ich. Ich sprach sehr leise, und meine Stimme war fast tonlos. Cohen runzelte die Stirn, und in seinem Blick glomm ein sanftes, mißtrauisches Flackern auf. Meine Stimme wurde noch flacher, geriet zu einem monotonen, einlullenden Singsang, dessen Worte im Grund bedeutungslos waren. »Ich weiß nicht, wovon Sie reden, Captain Cohen«, sagte ich. »Ich kenne keine Gloria Martin, und ich weiß auch nicht, was ich hier soll. Wir sind doch Freunde, Mister Cohen. Ich will niemandem etwas übles, und das wissen Sie. Wir sind Verbündete. Sie haben keinen Grund, mir zu mißtrauen. Sie werden das einsehen, sobald wir Scotland Yard erreicht haben und Ihren Vorgesetzten berichten, daß ich vollkommen unverdächtig bin. Das stimmt doch, oder?«

Cohens Oberlippe begann zu zittern. Glitzernder Schweiß erschien in feinen Perlen auf seiner Stirn. Aber es war bereits zu spät. Gleichzeitig mit meinen Worten hatte ich nach seinem Geist gegriffen. Noch versuchte etwas in ihm, sich zu wehren, aber ich spürte, daß ich den Kampf bereits halb gewonnen hatte. Gottlob war Cohen geistig nicht halb so stark, wie sein aggressives Auftreten vermuten ließ. Aber das traf man häufig bei Menschen seiner Art. Noch wenige Sekunden, und er war vollends in meiner Hand.

»Ich... bin mir nicht sicher«, murmelte er. Seine Stimme klang schleppend; ich hörte, wie schwer es ihm fiel, überhaupt zu sprechen.

»Aber Captain«, sagte ich. »Ich bitte Sie. Sie wissen genau, daß ich recht habe. Sie werden sehen, wir werden noch gute Freunde werden. Sie und ich stehen auf der gleichen Seite. Sehen Sie das nicht ein?«

Er nickte. Sein Adamsapfel hüpfte hektisch auf und ab, und das Netz feiner kalter Schweißtropfen auf seiner Stirn wurde dichter. Ich spürte, wie sein innerer Widerstand zu zerbrechen begann. »Doch«, flüsterte er. »Sie sind... mein Verbündeter. Ich habe... habe mich geirrt. Aber ich werde alles klarstellen.«

In diesem Moment wurde die Tür mit einem krachenden Schlag bis an die Wand zurückgeschmettert, und Rowlf stapfte, lauthals schimpfend, in den Wagen hinein. Cohen fuhr wie unter einem Schlag zusammen, blinzelte ein paarmal, als erwache er unversehens aus einem tiefen, betäubenden Schlaf, starrte mich eine halbe Sekunde lang mit blankem Entsetzen in den Augen an –

und riß einen sechsschüssigen Revolver unter dem Jackett hervor. Das Knacken des Hahnes hallte wie ein Peitschenschlag in meinen Ohren wider, als er die Waffe auf mich anlegte.

»Rühren Sie sich nicht, Craven«, krächzte er. Seine Stimme bebte und drohte überzukippen, und seine Lippen zitterten so stark, daß er nicht einmal merkte, wie ihm der Speichel aus dem Mundwinkel lief. Ich habe selten ein so grenzenloses Entsetzen im Blick eines Menschen gesehen.

»Tun Sie nichts, Craven«, keuchte er. »Ich warne Sie nicht noch einmal. Versuchen Sie es nicht noch einmal.«

Rowlf starrte verdattert von mir zu ihm und dann wieder zurück. »Wasn los?« fragte er.

»Nichts, Rowlf«, antwortete ich gepreßt. »Gar nichts ist los. Vielen herzlichen Dank auch.«

»Hä?« machte Rowlf. Aber ich achtete nicht mehr auf ihn, sondern starrte angstvoll auf die Mündung von Cohens Revolver, die unverwandt auf meine Stirn deutete. Ich wußte, daß er schießen würde, wenn ich auch nur hustete.

»Ich weiß nicht, was das gerade war, Craven«, fuhr Cohen nach einer Weile fort. »Und ich will es auch gar nicht wissen. Aber ich schwöre Ihnen, daß ich Sie erschieße, wenn Sie es noch einmal versuchen.«

Noch jemand betrat den Wagen, und als ich aufsah, erkannte ich Howard, der von zwei von Cohens Männern begleitet wurde. Auf den Gesichtern der beiden Beamten erschien ein gleichermaßen erschrockener wie fragender Ausdruck, als sie die Waffe in Cohens Hand gewahrten. Aber ihr Erscheinen entspannte auch die Situation. Cohen atmete hörbar auf, ließ den Hahn behutsam zurückschnappen und schob die Waffe wieder unter seine Jacke. Er sagte kein Wort.

Die Tür wurde geschlossen, und der Wagen fuhr an, kaum daß Howard und seine beiden Begleiter auf den unbequemen Bänken Platz genommen hatten. Die beiden Polizisten versanken in das gleiche, angespannte Schweigen, das auch von Cohen und uns Besitz ergriffen hatte, während sich der Wagen schaukelnd durch den dichten Nachmittagsverkehr quälte.

Eine Weile fuhren wir schweigend dahin, dann schienen wir die City hinter uns zu haben, denn der Wagen wurde schneller, und der Verkehrslärm, der bisher durch die Wände gedrungen war, nahm

hörbar ab.

»Was war los?« fragte Howard schließlich. Die Frage galt mir, aber er sah Cohen dabei an.

Ich wollte antworten, aber der Polizeicaptain schnitt mir mit einer befehlenden Geste das Wort ab, »Keine Unterhaltungen«, sagte er. »Sie werden nachher mehr Gelegenheit zum Reden haben, als Ihnen lieb ist.«

Howards Gesicht verdüsterte sich. »Was soll das heißen?« fragte er scharf. »Sie können mir schlecht das Reden verbieten, Mister.«

»Und ob ich das kann«, schnauzte Cohen. Er wirkte noch immer verstört, aber er verbarg seine Unsicherheit jetzt wieder hinter einem bissigen Auftreten. »Sie werden sich noch wundern, was ich alles kann. Ich kann zum Beispiel –«

Wir erfuhren nie, was Cohen beispielsweise gekonnt hätte, denn in diesem Augenblick hielt der Gefangenenwagen mit einem so harten Ruck an, daß wir allesamt von den Bänken geworfen wurden und wild durcheinanderfielen. Ein zorniger Schrei drang durch das Holz der Wände, dann das erschrockene Kreischen eines Pferdes, dann begann ein Mann zu keifen, ohne daß ich die Worte verstanden hätte.

Mühsam rappelte ich mich hoch, schob Rowlfs Fuß von meinem Gesicht herunter und versuchte, meine Beine aus dem Gewirr von Gliedern und Körpern zu entflechten, in dem sie verschwunden waren. Das Schreien draußen vor dem Wagen nahm zu, und plötzlich ging ein harter Schlag durch das Gefährt, der uns abermals zu Boden schleuderte. Diesmal dauerte es länger, bis ich mich aus dem Durcheinander befreit hatte und aufstand.

Das erste, was ich sah, war Cohen, der auf eine Bank gestiegen war und schon wieder mit seinem Revolver herumfuchtelte. »Keine Bewegung, Craven«, sagte er drohend. »Ich werde schießen, wenn Sie auch nur einen falschen Furz lassen, das schwöre ich Ihnen!«

»Idiot«, sagte Howard gelassen.

Cohen fuhr herum, schnappte nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen und wedelte mit dem Revolver vor Howards Gesicht. »Ich verbitte mir das!« brüllte er. »Ich belange Sie wegen Beamtenbeleidigung.«

Howard seufzte, schüttelte ein paarmal den Kopf und schnippte mit

einer betont gelangweilt wirkenden Bewegung ein imaginäres Stäubchen von seiner Jacke. »Tun Sie das, Mister Cohen«, sagte er freundlich. »Aber vielleicht sehen Sie vorher nach, was da draußen passiert ist.«

Cohen starrte einen Moment lang ihn, dann die geschlossene Tür an und nickte. Umständlich kletterte er von seiner Bank herunter, ging rückwärts zur Tür und klopfte mit der Faust dagegen. Draußen ertönte ein gellender Schrei, wie zur Antwort, und wieder kreischte ein Pferd. Diesmal war es eindeutig ein Schmerzensschrei.

Cohen erbleichte. Wie von Sinnen begann er mit den Fäusten gegen die Tür zu schlagen und zu brüllen, aber die einzige Reaktion auf seine Worte waren neue Schreie draußen auf der Straße und ein abermaliger dumpfer Schlag, der den Wagen traf. Dann krachte ein Schuß, gleich darauf ein zweiter, und plötzlich begannen eine ganze Menge Stimmen gleichzeitig zu kreischen. Den Geräuschen nach zu urteilen, mußte dort draußen eine mittlere Schlacht stattfinden.

»Warum schließen Sie nicht auf?« schnappte Howard. »Da draußen passiert etwas, das hören Sie doch!«

Cohen nickte nervös. »Ich kann nicht aufschließen«, sagte er. »Ich habe keinen Schlüssel. Das ist Vorschrift.«

»Dann brechen Sie sie auf!« sagte Howard.

Cohen zögerte einen Moment, lauschte noch einmal auf das Schreien und Krachen draußen und nickte abgehackt. Mit einem heftigen Ruck drehte er sich herum und richtete den Lauf seiner Waffe auf das Türschloß. »Treten Sie zurück.«

Howard, ich und die beiden Polizisten gehorchten hastig, aber Rowlf trat mit einem ärgerlichen Knurren an mir vorbei, ergriff Cohens rechte Hand und verbog sein Gelenk, bis er mit einem Schmerzlaut die Waffe fallen ließ.

»Biste bescheuert, Mann?« schnauzte er. »Das is ne Fünfunvierzier. Wenne mit der Wumme hier drin schießt, platzt jedem einen hier drin 's Trommelfell. Geh zurück. Ich machs schon.« Damit versetzte er Cohen einen Stoß, der ihn quer durch den Wagen und in die Arme seiner beiden Männer taumeln ließ, drehte sich mit einem Knurren herum – und rannte mit aller Gewalt gegen die geschlossene Tür.

Die Londoner Gefängniswagen schienen nicht halb so stabil zu sein, wie im allgemeinen angenommen wurde. Oder Rowlf war noch

stärker, als ich ohnehin wußte. Ich hatte erwartet, daß er die Tür im ersten Ansturm aufbrechen würde; was ich nicht erwartet hatte, war, daß das Holz wie mürbes Stroh nachgab und er regelrecht durch die Tür hindurchrannte, um – von seinem eigenen Schwung weiter vorwärts getragen – aus dem Wagen zu stolpern und draußen auf die Knie zu fallen. Sekundenbruchteile später stemmte er sich wieder hoch – und prallte mit einem entsetzten Keuchen zurück.

Ein Mann taumelte an ihm vorüber. Er trug die schwarze Uniform der englischen Stadtpolizei. Seine Jacke und sein Gesicht waren voller Blut, und er schrie so gellend und schrill, wie ich es selten zuvor gehört hatte. Dann drehte er sich mit einer taumelnden Bewegung herum, wankte und fiel auf die Knie. Ein schreckliches Röcheln löste seine Schreie ab.

An seiner Kehle hing ein zappelnder, pelziger brauner Ball.

* * *

Der Anblick hatte irgend etwas in ihr getötet. Lady Audley war niemals feige gewesen, und trotz – oder vielleicht gerade wegen – ihres ausgeprägten Hanges zum Okkulten und Spiritistischen hatte sie stets ein gesundes Verhältnis zum Tod und allem, was dazu gehörte, gehabt Ein Friedhof hatte sie niemals erschreckt, sondern allenfalls mit einer vagen Trauer erfüllt.

Der Anblick dieses Friedhofes entsetzte sie.

Lady Audley fühlte sich wie in einem Traum, einem Üblen, nicht enden wollenden Alptraum, in dem sie eine Gefangene ihrer eigenen Furcht war und hilflos zusehen mußte, wie sie innerlich zu Eis erstarrte.

Die Grabreihen, zwischen denen hindurch Cindy sie hierher geführt hatte, waren geschändet. Die Gräber aufgebrochen, Särge mit roher Gewalt zertrümmert und die Toten aus ihrer ewigen Ruhe gerissen. Da und dort lag ein Teil eines Skeletts auf dem Weg, achtlos liegengelassen von den Männern und Frauen, die für dieses schreckliche Tun verantwortlich waren, und vereinzelt lagen auch noch Tote in den Särgen.

Auch sie würden verschwinden, dachte Lady Audley dumpf, aufgesaugt werden von diesem schrecklichen grünen Glühen und Wabern, in dessen Zentrum sich etwas Unbeschreibliches zu formen

begann.

»Warum?« flüsterte sie. Ihre Stimme war zu einem heiseren Flüstern geworden, und es kostete sie all ihre Kraft, den Blick von dem Schrecklichen am Grunde des aufgebrochenen Grabes zu wenden und das dunkelhaarige Mädchen anzusehen, das auf der anderen Seite der Grube stand. »Warum, Cindy? Warum hast du das getan?«

In den Augen des Mädchens erschien ein Ausdruck, den Audley nicht zu deuten vermochte. Etwas wie ein stummes Flehen um Vergebung, aber auch Entschlossenheit und Härte – und etwas unbeschreiblich Fremdes und Böses, schlimmer als das Ding unter ihr in dem offenen Grab. Sie schauderte.

»Es mußte sein«, sagte Cindy. Sie lächelte und deutete in die Grube hinab. »ER braucht Nahrung, um sich für sein Erwachen zu stärken, Tante Aude.«

»Er?« Audley blickte zitternd in das Grab hinab. Das grüne Leuchten flackerte, und der aufgedunsene schwarze Balg in seinem Zentrum schien zu pulsieren wie ein gewaltiges finsteres Herz. Zwischen den grünen Lichtschleiern wanden sich schwarze Schlangen. »Wer ist das?«

»Du würdest es nicht verstehen«, antwortete Cindy. »ER ist älter als diese Welt und weiser als das ganze Menschengeschlecht zusammen.«

Audley schluckte mühsam. »Wer ist ER?« fragte sie noch einmal. »Der... der Teufel?«

»Nein.« Cindy lächelte verzeihend. »Der Teufel ist eine Erfindung der Menschen, und er ist so schwach und machtlos wie sie, verglichen mit IHM. ER hat Millionen und Millionen Jahre geschlafen, und wir sind hier zusammengekommen, um IHN zu erwecken.«

Lady Audley sah auf. Ihre Augen brannten, und ihre Stimme versagte beinahe. »Wer bist du?« flüsterte sie.

»Cindy«, antwortete das Mädchen. »Das weißt du doch.«

Audley schüttelte so heftig den Kopf, daß ihre Haare flogen. »Nein«, behauptete sie. »Du bist nicht Cindy. Du... du siehst aus wie sie, und du sprichst wie sie und bewegst dich wie sie. Aber du bist es nicht.«

»Das stimmt«, antwortete das Mädchen. »Die, die du als Cindy gekannt hast, ist seit zwanzig Jahren tot. Und doch bin ich mehr sie, als sie selbst es jemals gewesen ist.«

Lady Audley versuchte erst gar nicht, hinter die Bedeutung dieser sonderbaren Worte zu kommen. »Warum bist du gekommen?« fragte sie. »Was willst du von mir?«

»Vielleicht dein Verständnis«, antwortete das Mädchen ernst. »Vielleicht dein Begreifen, daß das, was getan wurde, getan werden mußte, um IHN zu wecken. Sein Erwachen ist der einzige Grund für unser Hiersein.«

»Und dafür mußtest du die Toten aus ihrer Ruhe reißen?« flüsterte Audley.

»Es war der einzige Weg«, sagte Cindy. In ihrer Stimme schien echtes Bedauern zu klingen, aber der harte Unterton war noch immer darin. Sie klang, als verteidige sie sich. »Glaube mir, es mußte sein. ER ist sehr hungrig, und ER wird noch hungriger sein, wenn sein äonenlanger Schlaf erst einmal vorüber ist. Es war der einzige Weg.

Es ist besser«, fügte sie hinzu, »die Toten zu opfern als die Lebenden.«

Audley starrte sie aus brennenden Augen an. »Und was wird ER fressen, wenn ER erwacht ist?« flüsterte sie.

Cindys Lächeln erlosch, und sie senkte traurig ihren Blick.

»Dich«, sagte sie.

* * *

Die Ratten waren überall.

Es war wie eine zweite, um ein vielfaches schlimmere Ausgabe des Überfalles vom frühen Morgen, nur daß es diesmal im wahrsten Sinne des Wortes Legionen von Ratten waren, die sich wie eine braune Lawine aus allen Himmelsrichtungen zugleich auf die Straße ergossen und blindwütig die beiden Wagen und alles, was sich in und um sie herum bewegte, angriffen. Auch aus den angrenzenden Häusern drangen krachende und splitternde Geräusche und die spitzen Schreie von Menschen, und wohin ich auch sah, wogte und kribbelte es grau und braun.

Der kleine Wagen, in dem Cohens Männer vorausgefahren waren, war umgestürzt, genau wie unser Fuhrwerk am Morgen. Die beiden Zugpferde waren schon tot und unter einer zuckenden Masse aus

Rattenleibern verschwunden, während die Insassen des Wagens verzweifelt um ihr Leben kämpften.

Es war eine Apokalypse. Die Ratten waren überall. Sie quollen aus Fenstern und Türen, sprangen uns aus den Schatten heraus an und kletterten aus Gullys und Regenrinnen. Die Welt schien nur noch aus ihnen zu bestehen.

Hinter mir peitschte ein Schuß, und einen halben Schritt vor meinen Füßen wurde eine Ratte in die Höhe gerissen. Aber für jedes Tier, das Cohen erschoß, schienen zehn neue aufzutauchen. Es konnte nur noch Sekunden dauern, bis uns die kribbelnde Flut überrannt haben mußte.

Cohen verschoß seine letzte Patrone, schrie vor Angst und Wut und schleuderte die nutzlose Waffe in die Masse der heranstürmenden Ratten. Zwei, drei der Tiere stießen sich ab, flogen wie pelzige graue Bälle auf ihn zu, verbissen sich in seine Arme und versuchten nach oben zu klettern, um nach seiner Kehle zu schnappen.

Ich riß den Stockdegen aus seiner Umhüllung und streifte die Tiere mit einem flachen Schlag ab. Neben mir brüllte Rowlf wie ein verwundeter Löwe, hieb mit seinen gewaltigen Fäusten um sich und torkelte auf den Wagen zu. Ein halbes Hundert Ratten scherte aus der fast militärisch anmutenden Formation der Nager aus und verstellte ihm den Weg.

Ich sah nicht weiter zu, was geschah, sondern sprang mit einem Satz an Howards Seite, befreite ihn mit einem Fausthieb von einer Ratte, die sich in seinen Nacken verbissen hatte, und ließ den Stockdegen tanzen. Aber es war, als versuche man einen Ozean mit einem Sieb leerzuschöpfen. Immer mehr und mehr Ratten brandeten heran. Der Kreis halbwegs freien Bodens, in dem wir gefangen waren, schloß sich umbarmherzig enger.

Aber noch immer griffen die Ratten nicht wirklich an. Zwar bluteten wir alle – Howard, Rowlf, Cohen und ich – schon wieder aus Dutzenden kleiner, schmerzhafter Wunden, aber es waren immer nur vereinzelte Tiere, die uns attackierten, fast, als wollten sie uns zeigen, welches Schicksal uns erwartete, uns aber noch nicht wirklich umbringen. Die Hauptmasse der Tiere beschränkte sich darauf, den Kreis um uns immer enger zu ziehen und auch die letzten Lücken in der Phalanx der mörderischen Nager zu schließen.

Schließlich hörten auch diese vereinzelten Angriffe auf. Die Ratten zogen sich sogar ein Stück zurück, ließen aber ein warnendes Zischen

hören, als Rowlf versuchte, den bizarren Belagerungsring zu durchbrechen. Er hatte sich mit einer Latte bewaffnet, die er vom Wagen losgerissen hatte, und Dutzende der Tiere damit erschlagen. Nicht, daß er die Masse der Angreifer sichtlich geschmälert hätte...

Plötzlich wurde es still. Die Schreie und Kampfgeräusche verklangen nach und nach, und auch in den Häusern, die die schmale Seitenstraße säumten, machte sich eine bedrückende Stille breit. Ich senkte den Stockdegen ein wenig, wich dichter zu Howard und Cohen zurück und sah nach vorne, zum schattenerfüllten Ende der Gasse.

Trotz seiner Schaurigkeit erleichterte mich der Anblick beinahe. Der Zweispänner war zerstört, die beiden Pferde tot und von den Ratten bereits halb aufgefressen, aber bis auf den unglückseligen Mann, der vor unseren Augen gestorben war, schien keiner von Cohens Leuten zu Tode gekommen zu sein. Wie wir standen sie – einzeln oder in kleinen Gruppen – inmitten winziger, freigebliebener Kreise in der Rattenarmee, die die Straße wie ein lebender brauner Sumpf bedeckten. Keiner von ihnen war unverletzt, aber genau wie uns hatten die Ratten sie bisher verschont und nur zusammengetrieben; nicht getötet, was sie mit Leichtigkeit gekonnt hätten.

»Was... was bedeutet das?« krächzte Cohen neben mir. Seine Stimme hörte sich an, als würde er jeden Moment zusammenbrechen. Er zitterte am ganzen Leib.

»Das«, sagte Howard betont, »möchte ich selbst gerne wissen. Aber ich fürchte, nichts Gutes.«

»Warum... warum töten sie uns nicht?« stammelte Cohen. Seine Augen waren so stark geweitet, daß ich ernsthaft befürchtete, sie würden ihm aus den Höhlen quellen. Speichel lief an seinem Kinn herab und vermischte sich mit dem Blut, das sein Gesicht bedeckte.

»Sie scheinen auf irgend etwas zu warten«, murmelte Howard. Sein Blick irrte unstet über die Straße.

Ja, dachte ich. Sie warteten. Und ich wußte auch, worauf. Und als wäre dieser Gedanke ein Stichwort gewesen, erschien eine Gestalt am Ende der Straße.

Hinter mir schrie Cohen wie ein Wahnsinniger auf, aber ich war nicht sonderlich überrascht, als der Mann näherkam und ich das Rattengesicht sah, das er da trug, wo menschliche Züge sein sollten. Ich sah ihn nur eine Sekunde lang an, dann drehte ich rasch den Kopf, so daß ich seine Bewegungen nur noch aus den Augenwinkeln

verfolgen konnte. Ich hatte die hypnotische Macht seines Blickes einmal zu spüren bekommen. Und das war schon einmal zuviel gewesen.

Langsam kam der Unheimliche näher. Zu seinen Füßen teilte sich die Rattenarmee und schloß sich hinter ihm wieder in einer einzigen, langsamen Bewegung. Fast, dachte ich, als wäre es nur ein einzelnes, auf viele tausend Körper verteiltes Bewußtsein, das sie lenkte.

»Robert«, flüsterte Howard neben mir. »Du mußt etwas tun. Ich flehe dich an – beeil dich!«

Tun?! Sekundenlang starrte ich Howard an und kämpfte gegen die Hysterie, die seine Worte in mir ausgelöst hatten. War er von Sinnen? Was sollte ich in drei Teufels Namen tun?

Der Mann mit dem Rattenkopf blieb in drei Schritten Abstand vor uns stehen und starrte mich an. Krampfhaft wich ich seinem Blick aus, aber ich spürte bereits wieder, wie sich eine unsichtbare, tastende Hand in mein Bewußtsein schob, meinen Geist auslotete und sondierte.

»Du bist gewarnt worden, Sohn des Hexers«, sagte er. Seine Stimme war ein schreckliches Zischeln, aber das nahm seinen Worten nichts von ihrer Bedrohlichkeit. »Du hättest tun sollen, was man dir sagte. Jetzt wirst du sterben.«

Eine unsichtbare Macht wollte mich zwingen, ihn anzusehen. Ich wußte, daß ich verloren war, wenn ich es tat. Der Blick seiner Augen war der Tod. Seine geistige Macht war der meinen um ein Tausendfaches überlegen. Das war nicht die Macht eines Menschen. Der Rattenköpfige war nichts als ein Werkzeug. Unser wahrer Gegner blieb unsichtbar.

»Wenn du mich töten willst, dann... dann tu es«, sagte ich schleppend. »Aber laß die anderen gehen. Sie haben nichts damit zu tun.«

»Du hast keine Forderungen zu stellen«, sagte der Rattenmann. »Du wurdest gewarnt, und du hast diese Warnung mißachtet. Jetzt stirbst du. Sieh mich an.«

Der Drang, den Kopf zu heben und ihn anzusehen, wurde immer stärker. Nur mit äußerster Mühe konnte ich ihm noch widerstehen. Aber ich spürte, wie meine geistigen Kräfte erlahmten. Verzweiflung begann sich in mir breit zu machen.

»Sieh mich an!«donnerte der Rattenmann, und diesmal wurden seine Worte von einem geistigen Hieb solcher Macht begleitet, daß ich wie unter einem Fußtritt zusammenfuhr und auf die Knie fiel. Eine Ratte schoß quiekend heran und biß mich in den Zeigefinger, und –

HUNGER. DIE GIER NACH FRESSEN. STÄRKER ALS JEDES ANDERE GEFÜHL. EINE WELT, DIE NICHT VON BEWUSSTEM DENKEN, SONDERN VON DUMPFEN TIERISCHEN INSTINKTEN ERFÜLLT WAR. KLAR GEGLIE-

Die Ratte schoß davon, als der Unheimliche mit dem Fuß nach ihr stieß, und der geistige Kontakt brach ab. Aber obwohl er nur Bruchteile von Sekunden gewährt hatte, hatte ich in dieser Zeit Wissen aufgenommen, ein so umfassendes Wissen, als wäre das primitive Bewußtsein der Ratte mit dem meinen verschmolzen, so daß mir nun seine gesamten Erinnerungen zur Verfügung standen. Und ich begriff…

»Steh auf!« befahl der Rattenköpfige. »Steh auf und sieh mich an! Ich befehle es!«

Wieder wurden die Worte von einem brutalen Hieb mentaler Energien begleitet, die wie weißglühende Dolche in meinen Schädel zu stechen schienen. Ich krümmte mich, wimmerte vor Pein und tat so, als verlöre ich das Gleichgewicht, als ich mich auf Hände und Knie hochstemmte. Meine Rechte näherte sich der Ratte, die mich gebissen hatte, und wieder schnappten ihre Fänge nach meinen Fingern.

Diesmal war ich vorbereitet. Die Gefühle der Ratte überschwemmten mein Bewußtsein wie ein brodelnder Strom, aber anders als beim ersten Mal machten sie mich nicht hilflos. Für eine Sekunde sah ich durch die Augen der Ratte, spürte ihr dumpfes animalisches Sein wie einen Teil meiner selbst – und schlug mit aller Macht zu.

Der geistige Widerstand des Tieres zerbrach wie Glas unter einem Hammerschlag, sein Bewußtsein lag offen und hilflos vor mir, und für den Bruchteil einer Sekunde sah ich durch seine Augen, roch und schmeckte und fühlte und hörte mit seinen Sinnen, war ich die Ratte. Ich sah mich selbst, ein riesiges, formloses Wesen unbestimmbarer Art und unbestimmbaren Aussehens, neben mir Howard und Rowlf und Cohen, auch sie gigantisch und roh und nicht spezifiziert, sondern Teile einer unverständlichen, aber klar in nur drei Teile gegliederten Welt. In Freund und Feind und Beute.

Wir gehörten eindeutig zur dritten Kategorie.

Der Rattenmann schrie auf, als er bemerkte, was ich tat. Ich spürte, wie seine Kräfte heranrasten wie eine gewaltige Faust, die mich zerschmettern mußte, und schlug im gleichen Moment selbst zu.

Es ist schwer, einen geistigen Kampf wirklich zu beschreiben. In Worte gefaßt, klingt das Ringen zweier unterschiedlicher Bewußtseine undramatisch und leicht, aber es ist weder das eine noch das andere. Der Kampf dauerte nur Bruchteile von Sekunden, aber für mich vergingen Ewigkeiten. Sein Bewußtsein fiel über mich her wie ein ausgehungerter Vampir über eine Blutkonserve, versuchte mich zu verschlingen. Es war ein Gefühl ähnlich dem, das eine Maus haben mußte, über die eine Herde tollwütiger Elefanten hinwegtrampelt.

Ich versuchte nicht einmal, mich zu wehren. Meine Kräfte würden nur noch Sekunden reichen, ganz egal, ob ich seine Angriffe nun abwehrte oder mich darauf beschrankte, einfach am Leben zu bleiben, und ich tat das einzige, zu dem ich noch fähig war, konzentrierte mich auf einen einzigen, verzweifelten Gedanken. Während der Rattenmann weißglühende Sonnen hinter meiner Stirn aufflammen ließ, verschmolz ich meinen Geist noch einmal mit dem der Ratte.

Es war ein bizarres Bild. Ich sah wieder mich selbst, auch Howard und die beiden anderen, aber ich sah uns nicht aus einem bestimmten Blickwinkel, sondern irgendwie aus allen Richtungen zugleich. Es waren nicht nur die Augen dieser einen Ratte, derer ich mich bediente.

Plötzlich begriff ich, daß ich nicht mit dem Geist dieses einen Tieres, sondern mit dem der ganzen gewaltigen Rattenarmee verschmolzen war, daß es da etwas gab, das sie verband, ein übergeordneter, mächtiger Wille, mit dem die einzelnen Ratten verbunden waren wie Marionetten an unsichtbaren Fäden.

Es ging unglaublich schnell. Die Welt kippte um und verlor ihre Farbe. Ich sah nur noch hell und dunkel in allen nur denkbaren Schattierungen, dazu alles umgekehrt. Aus Weiß wurde Schwarz, aus Schwarz Weiß, wie auf einer noch nicht entwickelten photographischen Platte. Aber ich sah noch mehr. Die Farben waren mir genommen worden, aber dafür erblickte ich einen Teil der Welt, der dem menschlichen Auge sonst verschlossen ist.

Ich sah die pulsierenden, dünnen Kraftlinien, die die einzelnen Tiere miteinander verbanden wie zuckende Bänder aus grauem Nebel, den dickeren, bebenden Strom, der aus der Stirn des Rattenmannes wuchs – und den Knotenpunkt, der wie ein nebeliges Krebsgeschwür über der

grausigen Szene schwebte.

Es war, als taste ich mich an einer unsichtbaren Halteleine entlang. Mein Geist überwand Zeit und Entfernung, und für Bruchteile von Sekunden sah ich ein Bild – ein finsteres, feuchtes Verlies tief unter den Straßen Londons, erfüllt von Tausenden und Abertausenden von Ratten, von stinkendem Unrat und Aas. Und in der Mitte dieser widerlichen Armee des Schreckens hockte sie!

Die Albinoratte. Das gewaltige, weiße Tier, das ich schon einmal erblickt hatte, durch die Augen Lady Audleys. Und hinter ihr…

Die Verbindung zerriß mit einem schmerzhaften, peitschenden Schlag. Es war wie das Zurückschnappen eines straff gespannten Lederriemens. Über mir erlosch das nebelhafte Kraftzentrum, im gleichen Moment, in dem die Albinoratte mein Tasten und Suchen bemerkte und die geistige Verbindung unterbrach. Der Rattenmann brüllte wie unter Schmerzen, kippte mit haltlos rudernden Armen nach hinten und verschwand in der quirlenden Masse der Ratten.

Im gleichen Augenblick brach die Hölle los. Aus der gewaltigen, disziplinierten Rattenarmee wurden wieder zahllose einzelne Tiere, hirnlose Kreaturen ohne wirkliches Bewußtsein. Die Straße schien zu explodieren. Die Ratten flohen in Panik, griffen sich gegenseitig an und bissen nach allem, was sich bewegte. Eine braune Flutwelle schien über mich hin wegzuspülen, schleuderte mich in den Staub der Straße und riß auch Howard und Rowlf und Cohen nieder. Verzweifelt wälzte ich mich herum, schlug die Arme über den Kopf und hielt den Atem an. Messerscharfe Krallen zerrissen meinen Rücken. Ein Dutzend Bisse ließ mich aufschreien, und eine Ratte versuchte in ihrer Angst gar, unter meinen Mantel zu kriechen.

Dann war es vorbei. Der Schmerz und die ekelhafte Berührung der weichen warmen Rattenleiber vergingen, und auch das Trappeln zahlloser horniger Krallen wurde in Sekunden leiser und verklang dann ganz.

Vorsichtig nahm ich die Hände vom Kopf, wagte es, die Augen zu öffnen, und sah mich um.

Die Ratten waren verschwunden. Ein paar vereinzelte Tiere irrten noch herum, kämpften blindwütig miteinander oder rannten einfach in Panik umher, aber das bizarre Heer hatte sich in Sekunden in Nichts aufgelöst, als der lenkende Wille erloschen war und die Tiere wieder ihrem Instinkt gehorchten, der ihnen befahl, sich bei

Tageslicht nicht auf die Straße zu wagen.

Eine Hand berührte mich an der Schulter, und als ich aufsah, blickte ich in Rowlfs zerschundenes Gesicht. »Alles in Ordnung, Kleener?« fragte er.

Ich nickte, stemmte mich vollends in die Höhe und sah mich gründlicher um. Cohens Männer schienen ebenfalls mit dem Leben davongekommen zu sein. Der einzige Tote, den ich sah, war der Rattenmann.

Aus einem unbegreiflichen Grund hatten die Ratten ihn umgebracht. So gründlich, wie es vermutlich nur Ratten konnten. Wären nicht die Fetzen der schwarzen Arbeitsjacke gewesen, hätte ich ihn nicht einmal mehr erkannt...

Einen Moment lang ertrug ich den grauenerregenden Anblick noch, dann wandte ich mich um und ging zu Howard und Cohen zurück. Howard sah übel aus, aber er schien genau wie ich größtenteils mit einigen Kratzern und dem Schrecken davongekommen zu sein. Cohen indes hockte, stocksteif aufgerichtet und mit erstarrtem, schreckverzerrtem Gesicht, auf dem Boden, sabberte vor sich hin und stieß kleine glucksende Laute aus. Rasch sondierte ich seinen Geist und schüttelte beruhigend den Kopf, als Howard mich fragend ansah.

»Er ist in Ordnung«, sagte ich. »Er wird den Schock überwinden. Du mußt ihm alles erklären, wenn er wieder zu sich kommt.«

Es dauerte einen Moment, bis Howard begriff. »Ich soll es ihm erklären?« wiederholte er. »Was soll das heißen, Robert?«

Ich antwortete nicht gleich. Howards Blick war fast lauernd, und einen Moment lang überlegte ich, ob ich ihm von dem Ding erzählen sollte, das ich durch den Geist der Albinoratte erblickt hatte, entschied mich aber dann dagegen. Howard würde nur versuchen, mich aufzuhalten, und ich hatte keine Sekunde mehr zu verlieren. »Ich muß fort«, sagte ich. »Gleich.«

Howard ächzte, aber ich gab ihm keine Gelegenheit, irgendwelche Einwände vorzubringen, sondern ging zur Kutsche zurück und begann, das am wenigsten verletzte Tier abzuschirren. Das Pferd war halb wahnsinnig vor Angst und versuchte nach mir zu beißen. Ich griff nach seinem Geist und brach seinen Widerstand, und aus einem hysterischen Gaul wurde von einer Sekunde zur anderen ein lammfrommes Tier.

Ich hatte fast so etwas wie ein schlechtes Gewissen, denn es hat mir immer widerstrebt, dem bewußten Willen einer denkenden Kreatur Gewalt anzutun, selbst wenn es nur ein Tier war. Dann vertrieb ich den Gedanken. Mir blieb keine Zeit für solcherlei Überlegungen.

Howard erreichte mich, als ich das Pferd zur Hälfte abgeschirrt hatte, und riß mich unsanft an der Schulter herum. »Was hast du vor?« fragte er erregt.

Ich streifte seine Hand ab und fuhr fort, das Geschirr zu lösen. »Ich muß weg«, sagte ich. »Sofort. Ich weiß jetzt, was das alles zu bedeuten hat«

»Dann sag es mir!« verlangte Howard.

Ich schüttelte den Kopf, löste den letzten Lederriemen und schwang mich auf den Rücken der Stute. »Das kann ich nicht«, sagte ich. »Nicht jetzt. Es geht um Sekunden, Howard.«

Ich wollte losreiten, aber Howard fiel mir wütend in die Zügel. »Ich begleite dich«, sagte er, aber wieder schüttelte ich den Kopf und schlug seine Hand beiseite. »Das geht nicht«, sagte ich hastig. »Bitte, Howard – vertrau mir. Du mußt hierbleiben. Kümmere dich um Cohen und erkläre ihm alles, was nötig ist, sobald er wieder zu sich kommt. Du mußt hierbleiben.«

»Warum?« fragte Howard wütend.

Ich griff nach den Zügeln und zwang das Pferd, auf der Stelle kehrt zu machen, ritt aber noch nicht los, sondern sah noch einmal zu Cohen und Rowlf hinüber. »Er ist der einzige, der dir glauben wird, nach allem, was jetzt passiert ist«, sagte ich. »Wenigstens hoffe ich das. Was wir gerade erlebt haben, war nur der Anfang, Howard. Ihr müßt ihren Anführer suchen.«

»Ihren – was??« ächzte Howard.

»Das Wesen, das für das alles hier verantwortlich ist. Sucht die Albinoratte. Sie ist irgendwo in der Kanalisation, mehr weiß ich auch nicht. Sucht sie und bringt sie um, ehe sie die ganze Stadt verwüstet.«

Ehe Howard antworten konnte, sandte ich einen lautlosen Befehl in das Gehirn der Stute. Sekunden später galoppierte ich wie von Furien gehetzt durch die Londoner Innenstadt nach Osten.

* * *

Lange, sehr lange, nachdem das Mädchen zu Ende gekommen war, das Cindys Gesicht und Cindys Körper hatte, das mit ihrer Stimme sprach und ihr Lachen lachte und doch nicht Cindy war, blieb es sehr still. Selbst das Geräusch des Windes, der von der See her blies und in den Wipfeln der hohen Ulmen spielte, die den Friedhof von St. Aimes säumten, schien gedämpfter geworden zu sein. Es war, als hielte nun auch die Natur den Atem an vor dem Schrecken, den die Worte des dunkelhaarigen Mädchens heraufbeschworen hatten.

Lady Audley starrte unverwandt in das Grab hinab. Das grüne Licht war zu einem kaum noch sichtbaren Schein herabgesunken, der schwarze, krakenarmige Ball in seiner Mitte wenig mehr als ein Schatten, aber sie spürte trotzdem das düstere, brodelnde Leben, das unter ihr heranwuchs. Obgleich seine Bewegungen schwächer wurden, wuchs die Gier, die sie wie ein saugendes Etwas in ihrer Seele spürte, mit jedem Moment.

»Warum hast du mir das alles erzählt?« fragte sie schließlich. Sie erschrak fast vor dem Klang ihrer eigenen Stimme.

Cindy blickte sie voller Trauer und Wehmut an. »Dieser Ort ist mehr als ein Friedhof«, sagte sie. »Du wußtest es nicht, damals, als du meinen Körper hier beerdigen ließest; nur die allerwenigsten wissen es, und die Lippen derer, die die Wahrheit ahnen, sind auf ewig verschlossen. Aber dieser Boden ist heilig. Er war geweiht, lange bevor die Christen dieses Land in Beschlag nahmen. Die Kelten setzten ihre Toten an diesem geheiligten Fleck nieder, und vor ihnen andere; Völker, deren Namen und Geschichten aus dem Gedächtnis der Menschen getilgt sind.«

Audley schauderte. Die Worte des Mädchens schienen ein tiefes, längst vergessenes Wissen in ihr zu berühren, als erinnere sie sich an Dinge, die sie niemals erlebt hatte. Ihr Blick tastete an den geschändeten Grabreihen entlang und suchte die beiden gewaltigen eisernen Wolfsfiguren, die das Tor flankierten. Sie entstammten keiner Kunstrichtung, die Lady Audley jemals gesehen hatte und erschienen ihr gleichzeitig barbarisch und roh wie von unglaublicher Kunstfertigkeit. Und sie waren alt, unglaublich alt. Ohne, daß es einer weiteren Erklärung bedurft hätte, spürte sie einfach, daß Cindy die Wahrheit sagte. Dies war ein Ort düsterer, verborgener Magie.

»Nicht einmal ich weiß, was geschähe, würde ER erwachen, ohne daß

die richtigen Vorbereitungen getroffen sind«, fuhr das Mädchen fort. »Wir sind seine Diener, doch ist es auch unsere Aufgabe, über ihn zu wachen, denn ER ist anders als die anderen. ER ist schrecklich in seinem Zorn und gewaltig in seiner Macht, und doch ist ER nur wie ein Kind, das nicht weiß, was es tut und Schaden anrichten mag, wenn niemand da ist, der seine Schritte lenkt.«

Sie stockte, und wieder war dieser fast flehende Unterton in ihrer Stimme, als sie weitersprach. »Das ist der Grund, aus dem wir dich brauchen.«

»Du verlangst... viel«, sagte Audley stockend. Ein bitterer Geschmack breitete sich auf ihrer Zunge aus. Aber sie war ganz ruhig. Seltsam, dachte sie, wie leicht es ihr fiel, über ihren eigenen Tod nachzudenken. Sie hatte nicht einmal Angst.

»Ich verlange nichts«, sagte Cindy leise. »Was beschlossen ist, wird getan werden, so oder so. Aber es... fiele mir leichter, wenn ich wüßte, daß du verstehst.«

Das unmerkliche Stocken in ihren Worten fiel Lady Audley auf. Sie blickte auf und sah in Cindys Gesicht Ihre Züge waren noch immer unbewegt und starr. Aber – je mehr Lady Audley darüber nachdachte, desto fester wurde sie in ihrer Überzeugung, sich nicht geirrt zu haben – für einen kurzen Moment glaubte sie fast, eine einzelne Träne in ihrem Augenwinkel zu sehen.

* * *

Das Pferd war dem Zusammenbruch nahe, als ich Ashton Place erreichte.

Wie von Furien gehetzt war ich quer durch die Londoner Innenstadt galoppiert, ungeachtet der Flüche und Verwünschungen, die mir folgten. Durchgehende Kutschpferde und Passanten, die sich mit einem verzweifelten Satz in Sicherheit hatten bringen müssen, markierten meinen Weg. Vermutlich würde ich einen ganzen Berg Strafanzeigen auf meinem Schreibtisch vorfinden, wenn ich zurückkam. Aber daran verschwendete ich in diesem Moment nicht einmal einen Gedanken.

Das TIER. Das war das einzige, woran ich denken konnte. Die Bestie, die ich durch die Augen der Albinoratte gesehen hatte. Shub-Niggurath, die schreckliche Ziege mit den tausend Jungen.

Selbst als ich das Pferd quer über den zu dieser Zeit recht belebten Ashton Place preschen ließ und eine Spur auseinanderspritzender, fluchender Menschen und einen wütend gestikulierenden Bobby hinter mir zurückließ, sah ich nur das furchtbare Bild vor mir.

Ich erreichte mein Grundstück, jagte tief über den Hals des Pferdes gebeugt durch das offenstehende Gartentor und brachte das Tier unmittelbar vor der Haustür zum Stehen. Mit einem Satz war ich aus dem Sattel, rutschte auf dem kiesbestreuten Weg aus und schlug der Länge nach hin, während das Pferd mit einem erleichterten Schnauben noch ein paar Schritte weiter trabte, ehe es stehenblieb und an einem meiner sorgsam gepflegten Rhododendronbüsche zu zupfen begann. Mein Gärtner würde einen Herzschlag bekommen.

Ich rappelte mich hoch und rannte die Treppe hinauf. Die Tür wurde aufgerissen, gerade als ich die Hand nach dem Klopfer ausstrecken wollte, und ein verblüffter Diener starrte mir entgegen. Ich stürmte an ihm vorbei, warf Hut und Mantel in Richtung der Garderobe und rannte, immer zwei, drei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinauf.

»Aber Sir!« rief er verwirrt. »Was...« Ich blieb auf dem letzten Absatz der Treppe stehen und wandte mich zu ihm um. »Fragen Sie nicht, Henry«, rief ich. »Dazu ist jetzt keine Zeit. Ich habe wichtige Dinge zu erledigen. Ich werde mich in der Bibliothek einschließen«, fügte ich hinzu. »Sorgen Sie dafür, daß mich niemand stört. Und später gehe ich aus dem Haus. Aber Sie brauchen nicht auf mich zu warten – es kann Mitternacht oder später werden.«

»Und morgen, Sir?« fragte Henry.

»Ich weiß es nicht«, sagte ich und ging weiter. »Wenn Howard zurückkommt, sagen Sie ihm, daß ich mich melde, sobald ich Genaueres weiß.« Damit stürmte ich weiter. Erst, als ich die Bibliothek erreicht und die Tür hinter mir abgeschlossen hatte, gestattete ich mir den Luxus, für die Dauer von vier, fünf Atemzügen die Augen zu schließen und Ordnung in meine Gedanken zu bringen.

Wenigstens versuchte ich es.

Schließlich stieß ich mich von der Tür ab, eilte durch den Raum und blieb vor dem Kamin stehen. Meine Finger tasteten über den goldgeschnitzten Rand des Ölgemäldes, das darüber hing. Ein leises Klicken erklang, und das Bild schwang wie von Geisterhand bewegt zur Seite.

Dahinter kam die wuchtige Tür eines Wandsafes zum Vorschein. Ich stellte mich auf die Zehenspitzen, um das Rad zu erreichen, stellte die Kombination ein und drückte einen weiteren, verborgenen Knopf. Gleichzeitig formte ich in Gedanken die geheimen Worte, die den Schutzzauber außer Kraft setzten, mit dem ich den Safe zusätzlich versehen hatte.

Ich hatte lange genug auf der anderen Seite des Gesetzes gelebt, um zu wissen, daß er einem ernstgemeinten Versuch, ihn zu knacken, nicht standhielt. Für einen Profieinbrecher besaß ein Wandsafe wie dieser etwa die Festigkeit einer Sardinendose. Aber wer versuchte, diesen Schrank gegen meinen Willen zu öffnen, der würde sein blaues Wunder erleben. Es war nicht direkt gefährlich – aber welchem Einbrecher würde es gefallen, monatelang von einer Bande halbmetergroßer leuchtendgrüner Kobolde verfolgt zu werden, die lauthals darüber diskutierten, welches seiner Verbrechen wohl das Raffinierteste gewesen war?

Ich öffnete den Safe, schob seinen Inhalt zur Seite und öffnete auch das Geheimfach, das hinter dem eigentlichen Geldschrank lag. Sein Inhalt bestand aus fünf kleinen, sternförmigen Steinen aus porösem grauem Fels, so groß wie eine Münze und mit einem abstrakten Muster versehen, das so roh war, als wäre es von Kinderhand eingeschnitten.

Behutsam nahm ich einen der Shoggotensterne hervor, steckte ihn in die Rocktasche und schloß nacheinander das Geheimfach, den Safe und das Bild wieder. Hinter mir ertönte ein leises Quietschen.

Eine halbe Sekunde lang war ich erstarrt vor Schrecken. Dann fuhr ich herum und riß den Stockdegen aus seiner Umhüllung.

Auf meinem Schreibtisch saß eine Ratte.

Es war ein besonders fettes, häßliches Exemplar, grau und struppig und so groß wie eine Katze. Ihre Augen glühten, und der Blick, mit dem mich die Bestie musterte, ließ mich schaudern.

Aber ich verzichtete darauf, das Tier anzugreifen. Es war nur eine einzelne Ratte, und trotz ihres beeindruckenden Äußeren stellte sie keine wirkliche Gefahr dar. Ich beschloß, mich nicht weiter um sie zu kümmern und zu tun, weshalb ich hergekommen war, ehe sämtliche Brüder, Schwestern, Onkeln, Neffen und Großtanten der Ratte auftauchten und die Sache brenzliger wurde. Zweifellos war die Ratte nur hier, um mich aufzuhalten. Ich beschloß, sie zu ignorieren.

Die Ratte war in diesem Punkt anderer Meinung. Als ich an meinem Schreibtisch vorbeiging, stieß sie ein häßliches Pfeifen aus, sprang ansatzlos vor und versuchte nach meiner Kehle zu schnappen. Ich wich zur Seite, hob meinen Degen und spießte sie auf, als sie das zweite Mal angriff.

Meine Knie begannen zu zittern, als ich mich der Standuhr näherte, und es kostete mich ungeheure Kraft, die Hand zu heben und nach dem Messingknauf zu greifen, der ihre Tür schloß. Die drei kleinen Zifferblätter, die unter und neben der großen Zeitanzeige angebracht waren, schienen mich wie höhnische Augen anzublinzeln. Das Metall des Knaufs fühlte sich eiskalt unter meinen Fingern an, und als ich die andere Hand hob und sie gegen die Tür legte, glaubte ich für Bruchteile von Sekunden eine sanfte, pulsierende Bewegung zu spüren, die das Holz erzittern ließ. Fast wie das Schlagen eines gewaltigen, großen Herzens...

Hinter mir erklang ein Kratzen. Ich wandte den Kopf und gewahrte einen Schatten, der von außen an der Fensterscheibe scharrte. Kleine, glühende Knopfaugen starrten mich an. Dann kratzte etwas an der verschlossenen Tür; beinahe gleichzeitig rieselte Staub und Ruß aus dem Kamin, und ich hörte ein leises, irgendwie zorniges Pfeifen.

Ich hatte keine Zeit mehr zu verlieren. Mit einem entschlossenen Ruck drehte ich den Knauf herum, öffnete die Tür und spannte mich.

Nichts hatte sich verändert. Wo das komplizierte Gestänge der Uhr sein sollte, gähnte der Anfang eines schlauchförmigen, zuckenden und bebenden Ganges. Seine Wände waren rot und gelb und braun und glitzerten feucht, und ein Hauch schwüler, irgendwie organisch riechender Luft schlug mir entgegen.

Mein Magen begann zu rebellieren, als ich daran dachte, den Fuß auf diese widerlich weiche, lebendige Masse zu setzen, und vor meinem geistigen Auge erschien wie in einer blitzartigen Vision noch einmal das Bild der verkrüppelten Ratten, die diesen Stollen von der anderen Seite her betreten und auf so schreckliche Weise ums Leben gekommen waren. Aber das Kratzen und Schaben hinter mir wurde lauter. Irgendwo im Haus klirrte Glas, und fast bildete ich mir schon ein, das Trappeln zahlloser harter Pfoten zu hören...

Nein – ich hatte keine Zeit zu verlieren. Die weiße Ratte wußte genau, wo ich war, und sie hatte Millionen Helfer, ihr Ziel zu erreichen und mich umzubringen. Daß ich sie einmal besiegt hatte, war nur ein Zufall gewesen; ich hatte sie mit Mitteln und aus einer Richtung

angegriffen, mit der sie nicht gerechnet hatte. Die zweite Runde würde zu ihren Gunsten ausgehen, daran zweifelte ich keine Sekunde.

Entschlossen packte ich den Stockdegen fester, griff mit der linken Hand in die Tasche und fühlte nach dem Shoggotenstern. Und dann trat ich mit einem großen Schritt in die Uhr hinein...

* * *

Cohens Gesicht war noch immer so bleich wie die weißgestrichene Wand, vor der er saß, und das unstete Flackern in seinen Augen hatte zwar nachgelassen, war aber nicht ganz erloschen. Er hatte sich wieder gefangen; äußerlich.

»Es muß eine logische Erklärung geben«, sagte er. »Vielleicht waren die Ratten krank. Oder irgend etwas hat sie in Panik versetzt.« Seine Stimme zitterte ein wenig, während er diese Worte sprach, und es war ein Ton darin, der sie zu einem verzweifelten Flehen werden ließ. »Die Wissenschaft hat sogar einen Namen für ein solches Verhalten«, fuhr er fort. »So etwas ist schon vorgekommen; mehr als einmal.«

Howard, der auf der anderen Seite des Schreibtisches Platz genommen hatte und die Luft in Cohens Büro mit seinen schwarzen Zigarren verpestete, nickte. »Massenhysterie«, bestätigte er. »So etwas gibt es –«

»Sehen Sie!« sagte Cohen triumphierend, und Howard fügte, im gleichen ungerührten Tonfall, hinzu:

»Bei Menschen, Cohen. Tiere haben nicht das Bewußtsein, das nötig ist, sie in eine Massenhysterie zu versetzen. Fragen Sie einen Anthropologen, wenn Sie mir nicht glauben.«

Cohen fuhr sich nervös mit der Zungenspitze über die Lippen und begann, einen Bleistift in kleine Stücke zu zerbrechen.

»Aber ganz gleich, was es ist, Cohen«, fuhr Howard fort, »müssen wir der Sache auf den Grund gehen. Sie haben gehört, was Robert gesagt hat. Wir müssen diese Albinoratte finden.«

»Wie stellen Sie sich das vor?« schnappte Cohen. »Soll ich zu meinen Vorgesetzten gehen und sagen, daß ich Männer brauche, um ein intelligentes Tier aufzuspüren, das eine Rattenarmee unterhält, mit der es einen Angriff auf London vorbereitet?«

»Natürlich nicht«, antwortete Howard mit einem dünnen Lächeln. »Erzählen Sie ihnen einfach, was passiert ist. Berichten Sie ihnen die Tatsachen, mehr nicht. Erzählen Sie, daß eine große Masse von Ratten am hellichten Tage unsere Kutsche angegriffen und einen ihrer Leute getötet und alle anderen verletzt hat. Sie haben Dutzende von Zeugen.«

Cohen starrte ihn an, legte den zerbrochenen Bleistift aus der Hand und begann seinen Füllfederhalter auseinanderzuschrauben. Tinte lief an seiner Hand herab, während er die Bakelitkappe zerkrümelte. »Das ist verrückt.«

»Stimmt«, bestätigte Howard. »Aber ich fürchte, wir haben keine andere Wahl. Wir müssen diese Ratte finden, von der Robert gesprochen hat. Glauben Sie mir – ich weiß, wann es der Junge ernst meint und wann er Scherze treibt. Diesmal hat er es verdammt ernst gemeint.«

»Craven ist verschwunden«, gab Cohen zu bedenken. »Und niemand –«

»Niemand«, unterbrach ihn Howard mit leicht erhobener Stimme, »nimmt Ihnen die Verantwortung ab, wenn morgen hunderttausend Ratten über die Bewohner dieser Stadt herfallen und unschuldige Frauen und Kinder töten, Cohen.«

Cohen schluckte, warf den Füllfederhalter auf den Schreibtisch und riß mit fahrigen Bewegungen Blätter von seinem Tischkalender, um sie zu kleinen Bällen zusammenzupressen und davonzuschnippen. »Sie... übertreiben«, sagte er schließlich.

»Möglich«, antwortete Howard. »Vielleicht greifen sie auch nicht offen an, sondern beschränken sich darauf, ein paar wehrlose Kinder in ihren Betten anzufallen oder die Kranken in den Hospitälern.«

Cohens Gesichtsfarbe hatte jetzt einen deutlichen Stich ins Grünliche. »Und wenn alles nur falscher Alarm war?« fragte er, während er mit Daumen und Zeigefinger die Nieten aus seiner ledernen Schreibunterlage zog und zusammendrückte.

»Erfährt niemand etwas davon«, sagte Howard. »Sie brauchen nur das artenuntypische Verhalten der Ratten vorzubringen, Cohen. Sagen Sie, daß Sie Angst haben, sie könnten tollwütig sein, meinetwegen.«

Er beugte sich vor, schnippte seine Zigarrenasche in das Chaos auf Cohens Schreibtisch und blies dem Captain eine blaue Qualmwolke ins Gesicht. »Wir müssen diese Bestie erwischen, Cohen, ehe wirklich ein

Unglück geschieht. Ich würde vorschlagen, daß wir etwas unternehmen. Vielleicht«, fügte er nach einer winzigen Pause hinzu, »ehe Sie Ihr Büro endgültig verwüstet haben.«

Cohen blinzelte, blickte auf seine tintenverschmierten Hände herab und sah mit einem Male sehr betroffen aus. Aber dann nickte er. »Sie haben recht, Lovecraft. Vielleicht bin ich verrückt geworden, aber wenn auch nur die geringste Chance besteht, daß Sie und Craven die Wahrheit sagen, muß ich etwas tun.«

Er überlegte einen Moment, dann stand er auf. »Und ich weiß schon den richtigen Mann, der uns helfen wird. Kommen Sie mit.«

* * *

Zeit war bedeutungslos geworden. Ein Schritt war eine Ewigkeit, hundert Meilen ein Augenblick. Es gab keine Richtungen, kein Oben, kein Unten, keinen real greifbaren Raum mehr. Der zuckende Schlund war verschwunden, im gleichen Moment, in dem sich die Tür hinter mir geschlossen hatte, und um mich herum war –

nichts.

Kälte, Leere, Raum ohne wirkliche Weite, eine Welt, die zu beschreiben der menschlichen Sprache die Worte und dem menschlichen Geist die Sinne fehlten. Ein Kosmos des Wahnsinns. Dann das Gefühl des Fallens, nicht von dem Schmerz gefolgt, dessen Erwartung sich mit dieser Empfindung verknüpft, sondern nur von Unwohlsein, wenn auch von einer Stärke und Eindringlichkeit, die es fast schlimmer als wirklichen körperlichen Schmerz sein ließen.

Zonenlang – wie es mir vorkam – stürzte ich durch ein finsteres, unendliches Nichts, einen Äther, in dem dann und wann bizarre schwarze Dinge aufzutauchen schienen, gewaltige pulsierende Leiber, die mit peitschenden Armen nach mir griffen, mich aus grundlosen Augen anstarrten oder auch teilnahmslos blieben, als sei ich nicht wichtig genug, um überhaupt zur Kenntnis genommen zu werden.

Dann, nach einer Ewigkeit, tauchte ein winziger, grellweißer Punkt irgendwo in der richtungslosen Unendlichkeit auf, wuchs rasend schnell heran, wurde zu einem Ball, schließlich einer blauweißen Sonne, deren flammender Atem mich zu versengen trachtete, meine Augen verbrannte, meinen Körper in einen Mantel von Flammen badete und wuchs und wuchs und wuchs…

Für eine Sekunde sah ich Fetzen eines wolkenverhangenen Himmels, grüne Hügel und einen gewaltigen, bizarr geformten Stein, dann stürzte ich aus mehreren Metern Höhe hart zu Boden und verlor das Bewußtsein.

* * *

Ich lag auf weichem Gras, als ich erwachte, aber genau zwischen meinen Schulterblättern lag ein spitzer Stein, der unangenehm durch meine Kleidung hindurchdrückte, und jemand – oder etwas – fummelte ununterbrochen an meinem Gesicht herum. Ein warmer Wind streichelte meine Wange, und hinter meiner Stirn führten Gedanken und scheinbar zusammenhanglose, bizarre Bilder einen absurden Tanz auf.

Es war nicht so, als wüßte ich nicht mehr, warum oder wie ich hierher gekommen war – wo immer dieses »hier« sein mochte –, aber es fiel mir seltsam schwer, all die Erinnerungen und Bilder, die plötzlich aus meinem Unterbewußtsein heraufdrängten, zu ordnen und Wichtiges von Unwichtigem zu unterscheiden. Irgendwie spürte ich, daß ich nur Bruchteile von Sekunden in jener fremden, feindseligen Welt gewesen war, die hinter dem Tor lauerte; aber es war eine Welt gewesen, die nicht Bestandteil des menschlichen Kosmos war, und mein Verstand hatte bereits begonnen, sich in den einzigen Ausweg zu flüchten, der ihm blieb: den Wahnsinn.

Wenige Sekunden länger, dachte ich schaudernd, und ich wäre wohl wirklich wahnsinnig geworden. Ich begann zu begreifen, warum sich Howard bisher stets beharrlich geweigert hatte, mich in die Geheimnisse der Tore der Großen Alten einzuweihen.

Wieder machte sich etwas an meiner Wange zu schaffen, und die Berührung war unangenehm wie die von Sandpapier. Ich blinzelte, öffnete mühsam die Augen und blickte in ein altes, zerfurchtes Gesicht.

Es konnte nicht viel Zeit vergangen sein, seit ich das Bewußtsein verloren hatte, denn die Sonne stand noch immer hoch am Himmel, und trotz der bauchigen Regenwolken war es sehr warm. Ich lag so da, wie ich gestürzt war, und der Schmerz zwischen meinen Schulterblättern begann nun wirklich unangenehm zu werden.

Behutsam setzte ich mich auf. Sofort wurde mir schwindelig, und ich blieb sekundenlang mit geschlossenen Augen sitzen, bis der Anfall

vorüber war.

»Alles in Ordnung, Mister?« fragte eine Stimme neben mir.

Ich unterdrückte im letzten Moment den Impuls, zu nicken, hob behutsam den Kopf und sah zur Seite.

Neben mir hockte ein unglaublich alter Mann. Er war dürr wie eine Bohnenstange, dabei aber sehr klein, so daß sein Wuchs auf den ersten Blick kaum auffiel, hatte strähniges graues Haar und noch genau drei Zähne im Mund, was seiner Aussprache nicht gerade förderlich war. Sein Gesicht sah nicht nur aus wie ein ausgetretener alter Schuh, es roch auch so.

»Ich... glaube schon«, antwortete ich zögernd. »Wo bin ich?«

Der Alte schien enttäuscht. Einen Moment lang starrte er mich an, dann schüttelte er so nachhaltig den Kopf, daß ich fast Angst hatte, er würde ihm von den dürren Schultern fallen, und seufzte tief.

Sein Atem stank nach billigem Fusel.

»Das weiß er nicht, wie schade«, murmelte er. »Und dabei hat Kilian gehofft, er käme, um ihm und den anderen zu helfen.«

Verwirrt sah ich erst ihn an, drehte dann rasch den Kopf nach beiden Seiten und begriff endlich, daß es niemanden gab, mit dem er redete. Nun, er war alt genug, um das Recht zu haben, ein wenig sonderlich zu sein.

»Kilian sind... Sie?« fragte ich vorsichtig.

Der Alte nickte. »Sicher. Sicher«, kicherte er, als wäre das, was ich gesagt hatte, besonders lustig. »Und Sie sind der, den die grauen Herren geschickt haben.«

Das war keine Frage, sondern eine Feststellung. Der Begriff »graue Herren« erinnerte mich auf unangenehme Weise an etwas Bestimmtes, aber ich hielt es für besser, so wenig wie möglich zu sagen, ehe ich nicht wenigstens wußte, wo ich war.

»Aber er weiß nicht, wo er ist«, fuhr Kilian fort, als hätte er meine Gedanken erraten. »Und weiß vielleicht nicht einmal, warum er hier ist. Nun, dann muß Kilian es ihm sagen.«

Vorsichtig stand ich auf, wartete, bis sich der Alte umständlich aus

seiner unbequemen Kauerstellung erhoben hatte und sah mich noch einmal und gründlicher um.

Meine Umgebung war – gelinde ausgedrückt – sonderbar. Zur Linken erhob sich die Flanke eines vielleicht zwanzig Yard hohen, sanft ansteigenden Hügels, mit Gras und verwildertem dornigem Gestrüpp bewachsen, während sich auf der anderen Seite eine Gruppe mächtiger, im Laufe von Jahrtausenden grau und brüchig gewordener Felsen erhob, gekrönt von einem tonnenschweren Dach aus Granit.

Es war ein Hünengrab, eine jener Anlagen, wie man sie in diesem Teil Englands häufiger findet – und trotzdem war es mit nichts zu vergleichen, was ich jemals gesehen hatte.

Es war, als bildeten die vier gewaltigen Pfeiler zusammen mit ihrem steinernen Dach ein neues, übergeordnetes Muster, etwas, das sich irgendwie der menschlichen Auffassung von Geometrie entzog und nicht wirklich zu begreifen, sondern nur zu erkennen war. Als ich genauer hinsah, erkannte ich, daß der Fels über und über mit verwirrenden Mustern bedeckt war, vor Urzeiten eingemeißelt und von Wind und Erosion zum Teil ausgelöscht.

Es waren sehr seltsame Muster. Etwas an ihnen war… unangenehm. Ich sah wieder weg, fuhr mir nervös mit der Hand über die Stirn und begegnete dem Blick des Alten.

In seinen Augen loderte ein sonderbares Feuer, und ich spürte genau, daß er auf eine ganz bestimmte Reaktion von mir wartete, aber dann zuckte er nur die Achseln, drehte sich herum und sah zu Boden.

Hinter mir raschelte etwas. Ich schrak zusammen, fuhr herum – und griff instinktiv nach meiner Waffe, als ich den grauen Schatten zwischen den Büschen verschwinden sah.

»Eine Ratte!« entfuhr es mir. »Zum Teufel, gibt es denn nirgends einen Ort, an dem diese Biester nicht sind?«

»Die grauen Herren tun Ihnen nichts«, sagte Kilian in einem Ton, als belehre er ein uneinsichtiges Kind. Ich drehte mich abrupt zu ihm herum und sah ihn scharf an.

»Wie haben Sie sie genannt?« fragte ich.

»Die grauen Herren«, sagte Kilian ernst. »Hat mich hierher geführt, der graue Herr. Wollte wohl, daß der alte Kilian den Fremden findet und ihm alles zeigt. Aber ist keine gute Sache. Ware besser, er hätte einen

erfahrenen Mann geschickt, der graue Herr. Keinen dummen Jungen mit gefärbtem Haar.«

Ich fegte seine Worte mit einer unwilligen Kopfbewegung beiseite. »Das war eine Ratte«, sagte ich heftig. »Und nichts –«

Kilian unterbrach mich mit einer ärgerlichen Geste. »Ratten!« sagte er abfällig. »Ratten leben unter der Erde und fressen tote Dinge und Abfälle. Die anderen sind Ratten. Die unten in der Stadt. Und am Friedhof. Sollte nicht über Dinge reden, von denen er nichts versteht, der junge Geck.«

Ich schluckte, löste mit einer fast schuldbewußten Geste die Hand vom Griff des Stockdegens und sah mich noch einmal um. Aber die Ratte war verschwunden, und das leise Rascheln, das ich jetzt noch hörte, war nur das Geräusch des Windes, der im Gras spielte.

Für endlose Augenblicke kreisten meine Gedanken fast ziellos. Ich wußte nicht zu sagen, was ich erwartet hatte, als ich in das Tor trat – einen halb schwachsinnigen Alten und ein sonderbares Hünengrab jedenfalls nicht. Aber es war auch bestimmt kein Zufall, daß das Tor ausgerechnet hier endete. Dann fiel mir etwas auf, was er gesagt und was ich im ersten Moment fast überhört hatte.

»Welche anderen haben Sie gemeint, Kilian?« fragte ich. »In welcher Stadt und auf welchem Friedhof?«

Kilian blinzelte mich aus seinen entzündeten roten Augen an.

»Muß schon ein großes Geheimnis sein, wenn die grauen Herren einen schicken, der nichts weiß«, sagte er.

Allmählich war mein Vorrat an Geduld erschöpft. »Zum Teufel, niemand hat mich geschickt«, sagte ich grob. »Ich bin –«

Hinter mir erscholl ein halblautes Quieken. Ich brach mitten im Satz ab, fuhr herum und unterdrückte im letzten Moment den Impuls, abermals nach dem Stockdegen zu greifen.

Die Ratte hockte zwischen den beiden vorderen Stützpfeilern des Hünengrabes. Sie saß ganz ruhig da und betrachtete mich aus ihren kleinen, von boshafter Intelligenz erfüllten Augen. Ich schluckte ein paarmal, trat unsicher auf der Stelle und wandte mich wieder an Kilian.

Der Alte grinste dämlich. »Da staunt er, der junge Geck«, kicherte er.

»Ist nicht gut, die grauen Herren zu verspotten. Sind gekommen, um uns zu warnen. Er täte besser daran, auf sie zu hören, denn sie sind klug.«

Nervös fuhr ich mir mit der Zungenspitze über die Lippen.

»Warnen?« fragte ich. »Vor wem?«

Kilian antwortete auf seine gewohnte Art – mit dem dusseligen Kichern und einem Kopfnicken. »Vor den Dingen unter der Erde«, sagte er schließlich.

»Dinge unter der Erde?« Ich wurde hellhörig. »Was meinen Sie damit? Was für Dinge?«

»Böse Dinge«, antwortete Kilian gewichtig. »O ja, sie wissen es, die grauen Herren. Es gibt schlimme Dinge unter der Erde, die alt sind. Ist nicht gut für Menschen, sich damit abzugeben.« Er seufzte. »Aber sie tun es.«

»Wer?« hakte ich nach.

Diesmal zögerte Kilian. Einen Moment lang blickte er die Ratte hinter mir an, als bitte er sie um Erlaubnis, weiter sprechen zu dürfen, dann nickte er abermals, drehte sich um und deutete mit einer dürren Hand den Hügel hinauf.

»Die anderen«, sagte er. »Weiß nicht, ob es gut ist, den Jungen hinzubringen. Könnte zu Schaden kommen.«

»Vielleicht überlassen Sie das mir«, entgegnete ich gereizt.

Kilian grinste dämlich, drehte sich vollends herum und begann, den Hügel hinauf zuschlurfen. Trotz seiner gebrechlichen Erscheinung ging er dabei so rasch, daß ich mich beeilen mußte, ihn einzuholen, ehe er die Hügelkuppe überschritten hatte.

Ein kühler, nach Salzwasser riechender Wind schlug uns entgegen, als wir den Hang erklommen hatten, und im Süden glitzerte die blaugraue Unendlichkeit des Ozeans. Ich blieb stehen, sah mich neugierig um und deutete schließlich auf die Handvoll Häuser, die eine knappe Meile unter uns lagen und sich wohl einbildeten, ein Ort zu sein. »Was ist das?« fragte ich.

»St. Aimes«, antwortete Kilian.

Seine Worte hätten mich nicht überraschen dürfen; aber sie taten es. St. Aimes – das war der Ort, zu dem wir Lady Audley hatten begleiten sollen, ehe dieser ganze Wahnsinn begann. Der Ort, auf dessen Friedhof Lady Audleys Nichte begraben lag. Der Kreis begann sich zu schließen.

Und trotzdem – während ich neben Kilian den Hang hinabging, hatte ich plötzlich das sichere Gefühl, bisher nur einen Zipfel des wahren Geheimnisses in Händen zu halten…

* * *

Schon von weitem hatte das Haus sonderbar ausgesehen. Eingepfercht wie ein edles Rennpferd zwischen Ackergäulen, erhob es sich wie ein Fremdkörper zwischen den schmalbrüstigen, schäbigen Mietskasernen, die das Straßenbild in diesem Teil der Stadt bestimmten. Seine Fassade aus weißem Marmor mußte einmal sehr prachtvoll gewesen sein und wirkte selbst jetzt, wo Alter und Erosion ihre Spuren in ihr hinterlassen hatten, noch beeindruckend. Nicht einmal der Umstand, daß die meisten Fenster von innen mit Brettern vernagelt und der Vorgarten vollkommen verwildert waren, vermochte den Eindruck nachhaltig zu stören.

»Ihr… Bekannter wohnt hier?« fragte Howard, als der Wagen angehalten hatte und Cohen ihm mit Gesten zu verstehen gab, auszusteigen.

Der Polizeicaptain hatte das Zögern in Howards Worten bemerkt und sah auf. Er war noch immer nervös und seine Nervosität hatte noch zugenommen, je weiter sie sich von Scotland Yard entfernt und dem Haus genähert hatten.

»Er ist kein Bekannter von mir«, antwortete er knapp, stieg aus dem Wagen und wartete mit sichtlicher Ungeduld, daß Howard und Rowlf ihm folgten. Ehe einer der beiden Gelegenheit hatte, eine weitere Frage zu stellen, drehte er sich auf dem Absatz herum, eilte auf das Haus zu und stieß die schmiedeeiserne Gartentür wuchtig auf.

Howard tauschte einen erstaunten Blick mit Rowlf und beeilte sich, dem Captain zu folgen. Cohen hatte mittlerweile das Haus erreicht und den Türklopfer betätigt. Jetzt trat er ungeduldig von einem Bein auf das andere und wartete darauf, daß die Tür geöffnet wurde.

Howard trat neben ihn, beugte sich vor, um das Türschild zu lesen –

und zog überrascht die Brauen zusammen.

»Cohen?« murmelte er und sah den Captain fragend an. »Das Haus gehört –«

»Meinem Bruder«, unterbrach ihn Cohen.

Howard schwieg einen Moment und tauschte einen weiteren Blick mit Rowlf, erntete aber nur ein Achselzucken.

»Er ist auch bei der Polizei?« erkundigte er sich vorsichtig.

Cohens Miene nach zu urteilen, mußte das eine ziemlich unpassende Frage gewesen sein, denn der Captain runzelte nur die Stirn und preßte wütend die Lippen aufeinander, ohne auch nur mit einer Silbe zu antworten. Wütend griff er erneut nach dem Türklopfer und ließ den schweren Messingknauf so wuchtig gegen das Holz krachen, daß die gesamte Tür erbebte.

Nach einer Weile wurden drinnen schlurfende Schritte laut, und Cohen hörte auf, die Tür zu malträtieren. Eine Kette klirrte, dann wurde die Tür geöffnet, und ein verhutzeltes Faltengesicht lugte hervor. »Sir?« Die Überraschung, die der Mann beim Anblick Cohens empfand, war nicht zu überhören.

»Ich muß meinen Bruder sprechen, Fred«, sagte Cohen knapp. »Ist er zu Hause?«

Der Butler nickte. Cohen grunzte zufrieden, schob die Tür und den Alten mit der gleichen Bewegung nach innen und bedeutete Howard und Rowlf, ihm zu folgen.

»Aber Sir!« ereiferte sich der Butler. »Das geht doch nicht! Sie wissen doch genau, wie –«

Cohen gab einen Laut von sich, der wie das Zischen einer wütenden Riesenkobra klang, und der Alte verstummte mitten im Satz.

»Holen Sie meinen Bruder«, sagte Cohen. »Sofort.«

Der Alte starrte ihn noch eine Sekunde unsicher an, dann schloß er hastig die Tür hinter Howard und lief die Treppe hinauf, so schnell ihn seine alten Beine trugen.

Howard sah ihm stirnrunzelnd nach. Es war dunkel im Haus, so daß er seine Umgebung nur als finsteres Durcheinander von Schemen und

Schatten erkennen konnte, aber das wenige, was er sah, trug nicht gerade dazu bei, seine Verwirrung zu mildern.

Sie standen in einer großen, früher sicher einmal prachtvollen Empfangshalle, die jetzt ein Opfer des Staubes und jahrzehntelanger Verwahrlosung geworden war. Die wenigen Möbelstücke, die auf dem gefliesten Boden standen, waren ausnahmslos mit Tüchern verhängt, und von den Kronleuchtern und der Decke hingen graue, staub verklebte Spinnweben fast bis zum Boden herab. Cohen bemerkte seinen Blick. »Wenn Ihnen das hier komisch vorkommt«, sagte er leise, »dann warten Sie erst einmal, bis Sie Stanislas kennenlernen.«

»Stanniwen?« fragte Rowlf.

Ein flüchtiges Lächeln huschte über Cohens Gesicht und erlosch wieder. »Meinen Bruder«, antwortete er. »Er ist ein wenig... sonderbar. Sozusagen das schwarze Schaf der Familie. Wir haben schon seit Jahren keinen Kontakt mehr. Aber ich glaube, er ist der einzige, der uns jetzt helfen kann – wenn er uns überhaupt zuhört, heißt das.«

Howard kam nicht dazu, Cohen zu fragen, wie er seine Worte gemeint hatte, denn in diesem Moment fiel oben im Haus eine Tür so wuchtig ins Schloß, daß der Kronleuchter zu klirren begann, und Sekunden später erschien eine hünenhafte Gestalt am oberen Ende der Treppe.

»Wilbur!« polterte eine Stimme. »Fred hat es mir gesagt, aber ich konnte es nicht glauben. Du hast tatsächlich die Unverfrorenheit, hier aufzutauchen!«

Der Mann war ein Riese – gut zwei Köpfe größer als Rowlf und weitaus breitschultriger, dabei aber erstaunlich jung; allerhöchstens fünfunddreißig. Trotzdem war sein Haar schlohweiß.

»Ich muß mit dir reden, Stan«, sagte Cohen.

»Verschwinde!« schnappte Stanislas. »Ich sage es dir nicht zweimal, Wilbur. Geh und nimm die beiden Galgenvögel mit, solange ihr noch in der Lage seid, auf euren eigenen Füßen aus dem Haus zu gehen.« Zornig ballte er die Fäuste und begann, immer drei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe herunterzulaufen.

»Stan«, sagte Cohen verzweifelt. »Hör mir nur eine Minute zu. Es ist –«

»Du sollst verschwinden!« brüllte sein Bruder. »Ich habe dir verboten, dieses Haus jemals wieder zu betreten!« Er erreichte das Ende der Treppe und rannte mit kampflustig erhobenen Fäusten auf seinen

Bruder zu.

Rowlf stellte ihm ein Bein.

Stanislas keuchte, landete nach einem grotesk aussehenden Hüpfer der Länge nach auf den Fliesen und kam mit einem fast hysterischen Brüllen wieder auf die Füße. Seine gewaltige Faust wirbelte durch die Luft und schlug nach Rowlfs Gesicht.

Rowlf tauchte unter dem Hieb hindurch, steppte mit einer behenden Bewegung an ihm vorbei und drehte ihm den Arm auf den Rücken. Gleichzeitig legte sich seine linke Hand in Cohens Nacken und drückte mit aller Macht zu.

»Bisse jetzt venünftich, oder mußichers grob wern?« fragte er.

Cohen brüllte vor Zorn, bäumte sich in Rowlfs Griff auf und schlug mit der freien Hand nach hinten. Rowlf seufzte, schüttelte den Kopf und trat ihm wuchtig in die Kniekehlen. Cohen fiel vor ihm auf die Knie und gab endlich seinen Widerstand auf.

»Rowlf!« sagte Howard scharf. »Laß ihn los.«

»Warten Sie noch!« sagte Cohen hastig.

Rowlf runzelte die Stirn, hielt Cohens Bruder aber vorsichtshalber weiter fest und lockerte nur seinen Griff ein wenig.

Cohen trat auf seinen Bruder zu und sah ihm einen Herzschlag lang ernst in die Augen. »Ich bitte dich, Stan«, sagte er eindringlich. »Hör uns fünf Minuten lang zu. Danach gehe ich – wenn du das wirklich noch willst«

Stanislas keuchte. »Verschwindet!« würgte er hervor. »Noch einmal kriegt ihr mich nicht. Und wenn ich mich selbst umbringen muß.«

Cohen wollte antworten, aber Howard trat mit einem raschen Schritt zwischen ihn und seinen knienden Bruder, brachte Cohen mit einem Blick zum Verstummen und wandte sich an Stanislas.

»Ich fürchte, Sir, hier liegt ein Irrtum vor«, begann er umständlich. »Ich weiß nicht, was zwischen Ihrem Bruder und Ihnen vorgefallen ist, aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß wir nichts damit zu tun haben.«

Stanislas starrte ihn an, als sähe er ihn zum ersten Mal. »Das ist ein Trick«, keuchte er. »Ich glaube Ihnen nicht – wer immer Sie sein

mögen.«

Howard seufzte und hob die Hand. »Laß ihn los, Rowlf«, sagte er.

Rowlf zögerte einen Moment, ließ dann aber gehorsam Cohens Arm und Nacken los und trat zurück, blieb jedoch in angespannter, sprungbereiter Haltung.

Stanislas Cohen erhob sich umständlich, griff sich mit der Linken in den Nacken und blickte abwechselnd von Howard zu seinem Bruder und wieder zurück. In seinem Gesicht arbeitete es.

»Fünf Minuten«, sagte er schließlich. »Und keine Sekunde länger.«

Howard atmete erleichtert auf. »Ich fürchte, es wird länger dauern, Ihnen alles zu erklären«, begann er. »Aber vielleicht reicht die Zeit, Sie davon zu überzeugen, daß wir wirklich nicht Ihre Feinde sind, Mister Cohen. Im Gegenteil.«

Das Mißtrauen in Cohens Blick flammte zu neuer Glut auf. »Was soll das heißen?« fragte er lauernd.

»Das soll heißen, daß wir deine Hilfe brauchen, Stan«, sagte Cohen.

Sein Bruder lachte, aber es klang nicht sehr amüsiert. »Meine Hilfe?« fragte er. »Wobei? Willst du mich wieder ins Irrenhaus bringen, oder hast du dir etwas Neues einfallen lassen?«

Cohen schluckte, verzichtete aber auf eine Antwort, und nach einer kleinen Ewigkeit wandte sich sein Bruder wieder an Howard. »Eine Minute ist bereits um«, sagte er. »Sie sollten sich beeilen.«

Howard zögerte noch einen winzigen Augenblick, dann nickte er, sog hörbar die Luft zwischen den Zähnen ein und begann zu erzählen.

* * *

Der Ort bot einen bizarren Anblick. Die Straße war leer, bar jeder Bewegung und jeder Spur von Leben, aber irgend etwas Ungreifbares, körperlos Böses schien wie ein düsterer Hauch über dem Dorf zu hängen. Ich spürte, daß die Häuser, die die schmale kopfsteingepflasterte Straße säumten, leer standen und Kilian und ich das einzig Lebendige in weitem Umkreis waren. Und doch war da noch etwas...

»Was ist… hier geschehen?« fragte ich stockend. Mein Herz begann schneller zu schlagen. Das Gefühl körperlicher Bedrohung wurde stärker, mit jeder Sekunde. Aber es war anders als das, was ich zuvor kennengelernt hatte.

Die Bedrohung galt nicht mir. Zumindest nicht mir persönlich. Es war eher, als balle sich das Unheil unsichtbar über uns zusammen, ein schreckliches Etwas, das weder zu sehen noch mit irgendeinem anderen menschlichen Sinn zu erkennen war, aber dieses ganze Land bedrohte. Vielleicht die ganze Welt.

»Sind alle fort«, antwortete Kilian mit einer Verspätung auf meine Frage und deutete mit einer Kopfbewegung nach vorne zum entgegengesetzten Ende des Ortes. »Zum Friedhof.« Er wiegte den Schädel, kniff die Augen zusammen und blinzelte zur Sonne hinauf. Ich folgte seinem Blick.

Die Sonne begann zu sinken. Wir hatten fast eine Stunde gebraucht, um den Ort zu erreichen. Kilian war immer wieder stehen geblieben und hatte sich umgesehen, als suche er etwas, und mehr als einmal hatte ich ein Rascheln und Wispern hinter mir im Gras gehört. Selbst jetzt spürte ich die Anwesenheit der Ratte. Sie war da, unsichtbar und lautlos, aber ich fühlte ihren Blick wie die Berührung unsichtbarer glühender Finger.

»Wird bald dunkel«, sagte Kilian wie im Selbstgespräch. »Ist nicht mehr viel Zeit. Ich denke, der alte Kilian sollte jetzt gehen.«

»Gehen?« Verwirrt starrte ich den Alten an. »Sie meinen –«

»Der alte Kilian hat ihn hergebracht, oder?« fragte er mit seiner schrillen Säuferstimme. »Wie es die grauen Herren befohlen haben. Was nun geschieht, geht ihn nichts an. Ist besser, er ist nicht dabei, wenn sie tun, was getan werden soll.«

Ich verstand überhaupt nichts mehr, aber Kilian schien nicht geneigt, weitere Erklärungen abzugeben, sondern wandte sich um und begann mit erstaunlicher Geschwindigkeit die Straße hinunter zu laufen.

Er kam nicht einmal zehn Schritte weit.

Ein grauer Körper löste sich aus dem Schatten eines Hauses, schoß lautlos auf ihn zu und raste an seinem Hosenbein empor. Kilian schrie auf, kam aus dem Tritt und fiel schwer zu Boden, wobei er die Ratte unter sich begrub. Ein halb wütendes, halb schmerzerfülltes Quieken erscholl und ging im Gebrüll des alten Mannes unter.

Der Laut riß mich endlich aus meiner Erstarrung. Ich schrie ebenfalls auf, rannte los und riß meinen Stockdegen aus der Hülle.

Ein glühender Schmerz grub sich in meine Wade. Ich schrie erneut auf, kam wie Kilian aus dem Schritt und fiel wenige Schritte hinter ihm zu Boden. Der Schmerz in meinem Bein steigerte sich ins Unerträgliche. Ich wälzte mich herum und sah ein zappelndes braungraues Etwas, das sich in meine Wade verbissen hatte. Instinktiv schlug ich mit dem Stockdegen zu, schlitzte mein Hosenbein, einen Teil meiner Wade und den häßlichen Leib der Ratte auf und bemerkte eine Bewegung aus dem Augenwinkel. Blitzschnell riß ich den Degen hoch – und ließ die Waffe mit einem Schmerzensschrei fallen, als sich messerscharfe Zähne in mein Handgelenk gruben.

Und plötzlich waren überall Ratten. Hunderte, wenn nicht Tausende der gräßlichen Nagetiere huschten auf stahlharten Krallen heran. Aber sie griffen nicht an, sondern begannen, einen vielleicht drei Meter durchmessenden, allseits geschlossenen Kreis um mich herum zu bilden.

Vorsichtig richtete ich mich wieder auf. Die Ratten stießen ein warnendes Zischen aus, und ich erstarrte für einen Moment, ehe ich es – weitaus langsamer und vorsichtiger – wieder wagte, mich weiter zu bewegen und vollends aufzusetzen.

Der Ort hatte sich nicht verändert. Die Straße war mit den Tieren übersät, und auch hinter den Fenstern und Türen der Häuser auf der gegenüberliegenden Seite gewahrte ich jetzt huschende Bewegungen. Vorsichtig drehte ich mich herum und hielt nach Kilian Ausschau.

Der Alte lag keine zwei Schritte neben mir, noch innerhalb des frei gebliebenen Kreises, den die Ratten gebildet hatten.

Er war tot. Er lag mit dem Gesicht nach unten auf der Straße, und unter seinem Hals bildete sich eine langsam größer werdende, glitzernde Lache. Ein dumpfes Gefühl von Schuld stieg in mir empor und vermischte sich mit der Angst, die an meinen Kräften nagte.

Dann hörte ich die Schritte.

Sie waren nicht sehr laut, und es waren die Schritte eines Menschen, der sich mit großer Eleganz zu bewegen vermochte. Ich wußte, wen ich erblicken würde, noch bevor ich mich umdrehte und in das schmale, von dunklem Haar eingerahmte Gesicht des Mädchens blickte.

»Sie hätten nicht kommen sollen, Robert Craven«, sagte Cindy.

Ich wollte antworten, aber in meinem Mund war plötzlich bitterer, nach Galle schmeckender Speichel, und ich mußte ein paarmal hintereinander schlucken und tief einatmen, um mich nicht zu übergeben.

Sie war so schön wie das Bild, das ich in meinen Visionen von ihr gesehen hatte: schlank bis an die Grenzen der Zerbrechlichkeit, feingliedrig und elegant wie eine Statue aus Glas. Ihr Gesicht war wie das eines Engels.

Und so kalt wie Eis.

»Warum?« flüsterte ich kraftlos. »Warum mußten Sie diesen harmlosen alten Mann umbringen?«

Zwischen den Brauen des Mädchens entstand eine dünne, senkrechte Falte. »Er war ein alter Narr«, sagte sie kalt. »Er hat versucht, sich gegen mich zu stellen. Genau wie Sie, Craven.« Sie schüttelte den Kopf. »Warum haben Sie meine Warnungen mißachtet, Robert?« fragte sie.

Ich antwortete nicht, sondern stand – nach einem weiteren, ängstlichen Blick auf die Ratten – vollends auf, nahm auch meinen Stockdegen wieder an mich und schob ihn in seine Hülle zurück. Meine Wade schmerzte so stark, daß ich kaum stehen konnte.

»Warum sind Sie gekommen, Roben?« fragte Cindy noch einmal.

»Warum?« Ich versuchte zu lachen, brachte aber nur einen krächzenden Laut zustande. »Warum haben Sie mich von Ihren Bestien herlocken lassen, wenn Sie nicht wollten, daß ich komme? Spielen Sie keine Spielchen mit mir, Cindy – oder wer immer Sie sind.« Ein absurder Trotz machte sich in mir breit, und ich fügte wider besseres Wissen hinzu: »Meinetwegen bringen Sie mich um wie diesen armen Teufel da, aber behandeln Sie mich nicht wie einen Trottel.«

»Gerufen?« Das Mädchen mit Cindys Gesicht – irgend etwas in mir sträubte sich dagegen, sie auch nur in Gedanken Cindy zu nennen, denn ich spürte genau, daß ich alles andere als einen Menschen vor mir hatte – sah mich fragend an. »Niemand hat Sie gerufen, Robert. Im Gegenteil. Ich habe Ihnen mehr als eine Warnung zukommen lassen, sich aus dieser Angelegenheit herauszuhalten. Was haben Sie damit gemeint – gerufen!«

Verwirrt blickte ich erst sie, dann die quirlende Rattenarmee und dann wieder sie an. Eine dumpfe Ahnung stieg in mir empor, ohne daß ich das Gefühl zu diesem Zeitpunkt bereits in Gedanken fassen konnte. Für einen kurzen Augenblick glaubte ich noch einmal die Ratte zu sehen, die Kilian und mich hierher begleitet hatte. Irgend etwas war an ihr gewesen, das sie von den graubraunen Tieren unterschied, die die Straße wie ein lebender Teppich bedeckten. Aber ich wußte nicht zu sagen, was. Noch nicht.

»Reden Sie!« sagte das Mädchen. Ihr Engelsgesicht verdunkelte sich vor Zorn.

Ich tat das einzige, was mir übrig blieb – ich schwieg verstockt, und nach einer Weile gab die Fremde mit einem resignierenden Seufzer auf. »Wie Sie wollen, Robert«, sagte sie. »Es spielt auch keine Rolle mehr. Sie haben meine Warnung mißachtet und müssen die Folgen tragen.«

»Wollen Sie mich Ihren Bestien zum Fraß vorwerfen?« fragte ich trotzig.

Cindy blickte mich mit einem fast mitleidigen Blick an. »Sie sind so dumm, Robert«, sagte sie bedauernd. »So furchtbar dumm. Warum konnten Sie nicht einfach in London bleiben und –«

»Und Lady Audley ihrem Schicksal überlassen?« unterbrach ich sie. »Oder genauer gesagt – Ihrer Willkür?«

Seltsamerweise reagierte das Mädchen nicht zornig, wie ich halbwegs erwartet hatte, sondern im Gegenteil eher traurig. Sekundenlang blickte sie mich aus ihren großen, grundlosen Augen an, dann deutete sie auf das Haus direkt hinter mir. »Gehen Sie, Robert.«

Ich gehorchte. Flankiert von annähernd zweihundert Ratten überquerte ich die Straße, stieß die Tür auf und trat gebückt in den einzigen Raum des kleinen Hauses.

Der Anblick, der sich mir bot, ließ mich frösteln. Das Zimmer war so, wie ich es erwartet hatte – ärmlich eingerichtet und nicht sonderlich sauber. Überall waren Ratten, und der Gestank der Tiere hing wie eine Pestwolke in der Luft und nahm mir fast den Atem.

Und auf einem Stuhl an der Rückseite des Zimmers saß Lady Audley. Ihr Gesicht war bleich wie Kalk, aber sie war bei Bewußtsein und schien – wenigstens auf den ersten Blick – unverletzt zu sein. Rasch durchquerte ich den Raum und kniete neben ihrem Stuhl nieder.

»Lady Audley!« sagte ich erschrocken. »Sie leben! Sind Sie gesund?«

Die alte Dame starrte mich an. Ihre Lippen zitterten, und in ihren Augen glitzerten Tränen. Langsam, wie unter einem inneren Zwang, hob sie die Hand, berührte meine Wange und zog die Finger so rasch wieder zurück, als hätte sie sich verbrannt.

»Robert«, murmelte sie. »Sie... Sie hätten nicht kommen sollen.«

»Es wird alles gut«, sagte ich. »Keine Sorge, Lady Audley. Ich... ich bringe Sie hier heraus; irgendwie.« Es war einer dieser blöden Sprüche, von denen man ganz genau weiß, wie unsinnig sie sind, aber diesmal verfehlte er seine Wirkung. Lady Audley schüttelte bloß den Kopf, berührte wieder meine Wange und lächelte traurig. Eine einzelne, glitzernde Träne lief über ihr Gesicht.

»Nichts wird gut, Robert«, sagte sie leise. »Ich werde sterben. Aber Sie... sie wird Ihnen nichts tun. Das hat sie mir versprochen.«

Eine Sekunde lang starrte ich sie an, dann sprang ich auf und fuhr mit einer wütenden Bewegung herum. »Was haben Sie mit ihr getan, Sie... Sie Ungeheuer?« fragte ich wütend.

Das dunkelhaarige Mädchen blickte mich wieder mit dieser Mischung aus Trauer und Mitleid an. »Nichts, Robert«, sagte sie. »Nichts, was Sie verstehen oder akzeptieren würden. Sie ist aus freien Stücken hier.«

»Das glaube ich nicht!«

»Dann überzeugen Sie sich«, sagte Cindy. »Sie sind ein Magier, Robert – Sie können es. Bitte.«

Verwirrt blickte ich sie noch eine Sekunde lang an, dann drehte ich mich wieder zu Lady Audley um und sah auf sie herab.

Als ich in ihre Augen blickte, wußte ich, daß Cindy die Wahrheit gesagt hatte. Lady Audley stand nicht unter dem Einfluß eines fremden Geistes. Was sie sagte, entsprang ihrem freien Willen.

»Mein Gott«, flüsterte ich. »Was... was geht hier vor?«

»Es ist alles in Ordnung, Robert«, wiederholte Lady Audley. »Was getan werden muß, wird... wird geschehen.«

»Aber sie wird Sie umbringen!« sagte ich verzweifelt.

Lady Audley nickte. »Nicht umbringen, Robert. Opfern.«

Ich ächzte. »Aber Sie –«

»Versuchen Sie nicht, es zu verstehen, Robert«, fuhr Lady Audley mit leiser, halb gebrochener Stimme fort. »Es ist gut so, wie es kommt. So hat das Leben einer nutzlosen alten Frau schließlich doch noch einen Sinn bekommen. Es ist besser, ER nimmt mich, als Sie oder irgend einen anderen Unschuldigen.«

»ER?«

Lady Audley sprach nicht weiter, sondern starrte aus glanzlosen Augen an mir vorbei ins Leere, und so drehte ich mich wieder zu dem Mädchen unter der Tür um und ballte in hilflosem Zorn die Fäuste.

»Warum tun Sie das?« fragte ich leise. »Warum müssen Sie diese alte Frau töten? Warum müssen Sie Unschuldige umbringen, um Ihre verdammten Ziele zu erreichen?«

»Niemand ist unschuldig, Robert«, antwortete das Mädchen.

Ich fegte ihre Bemerkung mit einer wütenden Handbewegung beiseite. »Hören Sie mit diesen leeren Sprüchen auf!« fauchte ich. »Sie haben Menschen umgebracht, und –«

»Nicht umgebracht, Robert«, sagte sie sanft. »Geopfert. Für einen höheren Zweck.«

»Einen höheren Zweck? Wie etwa den, Shub-Niggurath zum Leben zu erwecken?«

Diesmal gelang es ihr nicht ganz, ihre Überraschung zu verbergen. »Sie wissen?« fragte sie.

»Ich bin vielleicht ein Narr, wie Sie sagen«, antwortete ich trotzig, »aber kein dummer Narr.«

»Aber Sie sind unwissend«, entgegnete sie. »Unwissenheit kann schlimmer sein, Robert. Sie begreifen so wenig. Ich bin nicht Ihr Feind. Weder Ihrer noch der Ihres Volkes.«

»Meines... Volkes?« wiederholte ich gedehnt. »Was soll das heißen? Wer sind Sie?«

»Nicht die, für die Sie mich halten«, antwortete das Mädchen. »Dieser Körper ist nichts als eine leere Hülle. Eine Maske, wenn Sie so wollen. Mein wahres Äußeres würde Sie erschrecken, denn ihr Menschen

urteilt vorschnell.« Sie lächelte. »Obgleich ich diesem Leib vielleicht ähnlicher bin, als ich selbst bis vor kurzer Zeit ahnte. Wenn auch auf andere Art, als Sie verstehen würden. Ich wählte diesen Körper, weil er ein Quell großer magischer Macht war, als er noch lebte, und ich wählte sie –« Sie deutete auf Lady Audley. »– weil sie die gleiche magische Kraft besitzt. Sie ahnt nichts davon und hat nie gelernt, ihre Kräfte so zu benutzen und zu fördern wie Sie, Robert. Und doch wäre sie Ihnen ebenbürtig.«

Unsicher sah ich Lady Audley an. »Es ist wahr, Robert«, flüsterte sie. »Sie hat mir alles erzählt. Sie braucht einen Menschen wie mich oder Sie, um die Zeremonie zu vollziehen. Sie hätte Sie genommen, aber ich… ich habe darum gebeten, Sie zu verschonen. Ich bin nur eine alte Frau, die ohnehin nicht mehr lange zu leben hat. Sie dagegen haben Ihr Leben noch vor sich.«

Mühsam wandte ich mich wieder um und starrte das Mädchen an. »Wer sind Sie?« fragte ich noch einmal. »Was sind Sie?«

Das Mädchen lächelte. »Sie können mich Shadow nennen, wenn Sie der Name Cindy stört«, sagte sie. »Und glauben Sie mir – ich bin nicht Ihr Feind, Robert.«

»Was haben Sie vor?« fragte ich mit zitternder Stimme.

»Sie wissen es«, antwortete Shadow. »Es muß getan werden. Nur alle tausend Jahre stehen die Sterne in der richtigen Stellung. Shub-Niggurath wird erwachen, Robert Craven. Heute nacht, sobald der Mond am Himmel aufgegangen ist.«

* * *

Aus den fünf Minuten war eine Stunde geworden, und sie redeten noch immer. Stanislas hatte Howard, Rowlf und seinen Bruder durch einen verwahrlosten Korridor ins erste Geschoß des Hauses geführt, wo es neben einer Reihe heruntergekommener Zimmer eine Art Bibliothek gab, in der sie sich jetzt aufhielten. Fred, der grauhaarige Butler, hatte Tee gebracht, und Cohen hatte nicht einmal protestiert, als sich Howard eine seiner stinkenden Zigarren entzündet und damit begonnen hatte, die Luft im Raum zu verpesten. Howard hatte ihm fast alles erzählt, was sie erlebt hatten – angefangen von der mißglückten Ratteninvasion in Roberts Arbeitszimmer über den Überfall auf ihren Wagen bis zu dem Angriff, den Wilbur Cohen selbst miterlebt hatte.

Das einzige, was er ausgelassen hatte, war das Tor, durch das die Ratten gekommen waren. Dies und alles, was mit den GROSSEN ALTEN zusammenhing. Cohen hatte immer wieder Fragen gestellt und alles ganz genau wissen wollen, ohne auch nur mit einer Miene zu verstehen zu geben, ob er Howards Bericht glaubte.

»Und das ist also der Grund, aus dem Sie gekommen sind«, sagte er, nachdem Howard endlich geendet hatte und erschöpft seine Zigarre ausdrückte – nur, um sich gleich eine neue anzuzünden. In seinen Augen blitzte eine Mischung aus Schrecken und kaum verhohlenem Triumph, als er seinen Bruder ansah.

»Dann glaubst du mir endlich?« fragte er.

»Das habe ich nicht gesagt«, schnappte Wilbur. »Und wenn du es genau wissen willst, Stan, glaube ich auch nicht an irgendwelchen okkulten Kram –«

»Wie zum Beispiel Menschen mit Rattenköpfen?« warf sein Bruder spöttisch ein, aber Wilbur fuhr – in noch schärferem Tonfall als bisher – fort: »– sondern nur an das, was ich gesehen habe. Und das waren Ratten, ganz normale Ratten, die plötzlich aus ihren Löchern gekrochen kamen und Menschen angegriffen haben.«

»Und wie erklärst du dir das?«

»Gar nicht«, sagte Wilbur zornig. »Daß ich hier bin, ändert nichts an dem, was ich über dich denke oder für dich empfinde, Stan. Ich bin für die Sicherheit dieser Stadt und ihrer Einwohner verantwortlich, das ist alles, was mich zu interessieren hat. Ich habe gesehen, wie Ratten Menschen getötet haben, und es besteht die Gefahr, daß sie es wieder tun.«

»Robert schien ziemlich sicher zu sein«, warf Howard betrübt ein. Cohen schenkte ihm einen bösen Blick und fuhr fort: »Möglicherweise war es nichts als eine Art Massenhysterie unter den Tieren. Möglicherweise waren sie aber auch krank, und ein Vorfall wie der von heute nachmittag wird sich wiederholen. Wir müssen das Versteck dieser Ratten ausfindig machen und sie vertreiben oder töten.«

»Ihr Bruder war der Meinung, daß Sie uns dabei helfen könnten«, fügte Howard hinzu.

Stanislas blickte abwechselnd von ihm zu seinem Bruder. »Es muß sehr ernst sein, wenn du deswegen zu mir kommst, Wilbur«, sagte er leise.

Cohen nickte. »Das ist es, Stan. Ich bitte dich um nichts als einen Waffenstillstand zwischen uns, bis diese Angelegenheit vorbei ist. Ich verspreche dir nichts.«

»Können Sie uns helfen?« fragte Howard hastig, dem die ganze Situation immer peinlicher zu werden begann.

Einen Moment lang schien es, als hätte Cohen seine Worte gar nicht gehört, denn er starrte unverwandt seinen Bruder an, aber dann nickte er, stand auf und deutete mit einer einladenden Geste auf eine Tür in der Schmalseite des Raumes. Howard, Rowlf und Cohen erhoben sich von ihren Plätzen und folgten ihm.

Als Stanislas Cohen die Tür öffnete und mit einer einladenden Geste beiseite trat, verstand Howard, warum ihn sein Bruder hierher geführt hatte.

Der Raum hinter der Tür war eine schier unbeschreibliche Mischung aus Bücherei, Laboratorium, Werkstatt und Chaos – wobei das Chaos überwog. Überall in dem gut dreißig mal dreißig Schritt messenden Raum standen Tische der unterschiedlichsten Größe, auf denen sich Bücher, Papiere, Glaskolben, Draht- und Glaskäfige, Tiegel, Töpfe, Truhen und verwirrende Versuchsanordnungen in heillosem Durcheinander drängten. Selbst auf dem Fußboden setzte sich das Chaos fort, so daß es schwer schien, hier drinnen auch nur einen Schritt zu tun, ohne auf irgend etwas zu treten. In der Luft lag ein scharfer, durchdringender Geruch.

Der Geruch nach Ratten.

Howard ging ein paar Schritte in den Raum hinein und sah sich noch einmal und gründlicher um.

Es gab nichts in diesem Zimmer, was nicht irgendwie mit Ratten zu tun hatte.

Die Bücher, die sich schier zu tausenden neben- und übereinander stapelten, handelten von Ratten, auf den Papierfetzen, die überall herumlagen, waren hingekritzelte Zeichnungen der grauen Nager, in den Käfigen befanden sich lebende und tote Ratten. Einige Tiere lagen halb seziert auf den Tischen oder zappelten in Versuchsanordnungen, deren Sinn Howard nicht einmal zu erraten wagte.

»Das... ist sehr interessant«, sagte er zögernd.

Stanislas stieß einen schwer zu deutenden Laut aus. »Interessant?«

wiederholte er. »Verrückt, wollten Sie sagen, nicht wahr?« Er lachte böse, als Howard schuldbewußt aufsah und vergeblich versuchte, überzeugend den Kopf zu schütteln.

»Mein verehrter Bruder hält mich für total übergeschnappt«, fuhr er fort, »und er hat in den letzten zehn Jahren nichts unversucht gelassen, auch den Rest der Welt davon zu überzeugen, daß ich in ein Irrenhaus gehöre. Aber das hier ist die Wahrheit!«

Erregt trat er vollends in den Raum hinein und machte eine weit ausholende Handbewegung. »Sie denken, ich wäre verrückt, wie? Sie denken, ich glaube Ihnen nicht? Ich weiß nur zu gut, wie verdammt recht Sie haben.«

»Die Ratten –«, begann Howard unsicher, wurde aber sofort wieder von Stan unterbrochen.

»Ich habe die letzten zehn Jahre damit verbracht, sie zu studieren«, schnappte der Hüne. »Und glauben Sie mir, ich weiß alles über sie. Ich weiß, wie sie leben. Ich weiß, was sie mögen und was sie fürchten. Ich weiß, wie sie denken. Wenn Sie jemanden suchen, der Ihnen helfen kann, diese weiße Bestie zu finden, dann mich.«

»Sie wissen, wo sie ist?«

Cohen schüttelte so heftig den Kopf, daß seine Haare flogen. »Nein«, sagte er. »Aber ich weiß, wie wir sie finden können. Ich bin der einzige, der Sie zu ihr führen könnte.«

»Es wird... gefährlich werden«, sagte Howard stockend.

Stanislas Cohen lachte schrill. »Gefährlich?« kreischte er. »Sie belieben zu scherzen, wie? Es ist der reine Selbstmord, diese Bestie in ihrem Bau angreifen zu wollen. Dort unten wimmelt es von Ratten.«

Howard sah ihn scharf an. »Dort unten?« wiederholte er. »Was meinen Sie damit? Wo?«

Cohen lachte wieder, wandte sich halb zu seinem Bruder um und blickte ihn eine Sekunde lang triumphierend an, ehe er antwortete. »Dort, wo sie lebt. Die Königin der Ratten, Lovecraft. Die wahre Herrscherin über London.«

»Fang nicht schon wieder an, Stan«, sagte Wilbur.

Cohen fuhr mit einem wütenden Zischen herum. Seine Gestalt spannte

sich, als wolle er sich auf seinen Bruder stürzen. »Du glaubst mir noch immer nicht, wie?« fragte er. »Vielleicht wirst du mir glauben, wenn du ihr Auge in Auge gegenüberstehst, Wilbur. Aber möglicherweise ist es dann zu spät.« Er ballte die Fäuste, funkelte seinen Bruder noch eine Sekunde lang zornig an und wandte sich dann wieder an Howard.

»Ich werde Sie hinbringen«, sagte er mühsam beherrscht. »Unter einer Bedingung.«

»Welche?« fragte Howard mißtrauisch.

Cohens Gesicht verzerrte sich zu einer höhnischen Grimasse. »Wir gehen allein«, sagte er. »Nur Sie und ich und Ihr Freund. Und Wilbur.«

»Das ist Wahnsinn!« fuhr Howard auf. »Sie wissen nicht, was –«

»Ich weiß mehr als Sie, Sie Narr«, unterbrach ihn Cohen wütend. »Sie glauben, Ihr Besuch überrascht mich? Keineswegs, Lovecraft. Ich wußte die ganze Zeit, daß es eines Tages geschehen würde. Ich habe es in ihren Augen gelesen, als ich ihr gegenüberstand. Ich wußte, daß sie irgendwann damit beginnen würde, uns zu zeigen, wer der wahre Herr dieser Stadt ist. Und vielleicht dieser Welt.«

Howard schauderte, als Cohen die letzten Worte sprach. Plötzlich begriff er, daß Wilbur Cohen seinem Bruder nicht so vollkommen Unrecht getan hatte, wie dieser glaubte.

Cohen war wahnsinnig. Auf eine gefährliche, fanatische Art wahnsinnig.

Und doch war er der einzige, der ihnen jetzt noch helfen konnte.

* * *

Die Nacht hatte sich wie ein schwarzes Leichentuch über das Land gelegt. Mit der Dämmerung waren schwere bauchige Wolken vom See her über die Küste gezogen, so daß am Himmel nicht ein einziger Stern zu sehen war, aber rings um den Mond – ein Zufall, der keiner war – war die Wolkendecke aufgerissen, so daß das bleiche Licht der silbernen Scheibe ungehindert auf den Friedhof herabfiel.

Der Gottesacker bot einen alptraumhaften Anblick. Die brusthohe Einfriedung klaffte wie eine weiße Narbe in der Nacht, und durch das offenstehende Tor drang ein flackernder, giftgrüner Schein, ein Licht

von einer Farbe, wie ich es noch nie zuvor gesehen hatte. Eine unheimliche Aura lag über dem Ganzen. Ich kam mir vor wie in einem Alptraum, aus dem ich nicht erwachen konnte.

»Gehen Sie, Robert«, sagte Shadow. Sie war kurz nach Dunkelwerden wiedergekommen und hatte mich abgeholt; wozu, wußte ich nicht. Den Rest des Tages hatte ich in Gesellschaft eines halben Hunderts Ratten in dem Haus verbracht, in dem sie mich eingesperrt hatte, und die drei Worte, die sie jetzt sprach, waren seitdem die ersten überhaupt. Zögernd setzte ich mich wieder in Bewegung, ging auf das offenstehende Friedhofstor zu und blieb abermals stehen, als mein Blick auf die beiden barbarischen Statuen fiel, die das Tor flankierten.

Sie standen auf mannshohen, wuchtigen Sockeln aus weißem Marmor und hatten die Form stilisierter, auf barbarische Weise prachtvoller Wölfe. Ihre Körper waren schwarz und aus einer Art verwittertem Eisen gefertigt, und irgend etwas an ihnen schien... Ja, dachte ich schaudernd – irgend etwas an ihnen lebte.

Auch Shadow war stehengeblieben und musterte die beiden Statuen mit einer Mischung aus Neugier und widerwilliger Bewunderung. »Ihr Menschen seid ein sonderbares Volk«, murmelte sie.

»So?« fragte ich, ohne den Blick von den beiden stählernen Wölfen zu lösen.

Shadow nickte. »Ihr haltet fest an uralten überkommenen Riten und Zeremonien«, sagte sie, und ihre Stimme klang fast spöttisch. »Und doch verehrt ihr die gleichen Symbole wie die, die ihr für eure Feinde haltet.«

Verwirrt sah ich sie an. »Was soll das heißen?«

Shadow deutete zuerst auf die beiden Wolfsfiguren, dann auf den Friedhof, der sich dunkel dahinter erstreckte. »Dies ist eine Begräbnisstätte eurer Religion«, sagte sie amüsiert. »Aber diese Figuren sind älter. Älter als euer Volk.«

»Vermutlich... wußte das niemand«, sagte ich stockend. »Sie haben sie aufgestellt, weil sie...« Ich verstummte. Für einen Moment blitzte ein Wissen hinter meiner Stirn auf, das ich nicht haben konnte und das mir irgendwie von außen eingegeben zu werden schien, und für einen noch kürzeren Augenblick hatte ich die Lösung klar vor Augen. Aber der Gedanke entschlüpfte mir, noch ehe ich ihn wirklich greifen konnte, und zurück blieb nur ein Gefühl dumpfer Bedrückung.

»Weil sie was?« fragte Shadow, als ich nicht weitersprach.

Ich schüttelte den Kopf. »Nichts«, sagte ich. »Es... es ist nicht wichtig. Warum haben Sie mich hierher gebracht?«

Shadow antwortete nicht sofort. Wehmut spiegelte sich in ihrem Blick. »Damit Sie verstehen, Robert«, sagte sie nach sekundenlangem Schweigen. »Und vielleicht verzeihen.«

»Verzeihen? Den Mord an unschuldigen Menschen?« Ich schüttelte wütend den Kopf. »Das glauben Sie nicht wirklich.«

Statt einer direkten Antwort lächelte Shadow traurig. »Es ist schade, daß wir uns nicht unter anderen Umständen kennengelernt haben, Robert«, sagte sie sanft. »Ich wäre gerne Ihr Freund geworden.«

Sekundenlang starrte ich sie beinahe schockiert an, dann wandte ich mich mit einer abrupten Bewegung um und ging weiter. Hinter meiner Stirn tobte ein wahrer Orkan von Gefühlen. Nicht alles davon verstand ich. Und nicht alles von dem, was ich verstand, gefiel mir.

Wir betraten den Friedhof und gingen zwischen den Grabreihen auf die Quelle des grünen Leuchtens zu. Das Gefühl, sich in einem Alptraum zu befinden, wurde mit jedem Schritt stärker in mir. Der Friedhof war verwüstet. Selbst im schwachen Licht des Mondes konnte ich erkennen, daß die allermeisten Gräber aufgerissen und die Särge darin erbrochen waren.

Und überall waren Ratten. Millionen von Ratten.

Nach einer Weile wurde das grüne Leuchten stärker, verschluckte schließlich den Silberschein des Mondes und tauchte die geschändeten Gräber rechts und links des Weges in unheimliche, flackernde Helligkeit.

Schließlich sah ich, woher der fürchterliche Schein kam. Er drang aus einem frisch ausgehobenen Grab ganz am Ende des Friedhofes. Mehr als ein Dutzend Menschen umstanden die rechteckige Grube, und zwischen ihnen entdeckte ich Lady Audley, wie am Nachmittag bleich vor Schrecken und Angst, aber hoch aufgerichtet und unversehrt. Sie trug jetzt nicht mehr das tüllbesetzte Kleid, sondern ein grünes, mit absurden Mustern und Linien besticktes Gewand, auf dessen Brustteil der stilisierte Kopf einer Ratte abgebildet war.

Shadow bedeutete mir mit einer befehlenden Geste, das Grab zu umrunden und auf der entgegengesetzten Seite stehenzubleiben. Als

ich daran vorbeiging, fiel mein Blick in die offene Grube.

Was ich sah, ließ mich aufstöhnen.

Der Boden des Grabes war unter einem wogenden Meer grünlichen Lichtes verschwunden. Helligkeit, die wie leuchtendes Wasser einen unförmigen schwarzen Balg umströmte. Schwarze Tentakel, noch nicht ganz materialisiert, aber schon fast stofflich, bewegten sich wie träge Schlangen, und Augen voller abgrundtiefer Bosheit schienen zu mir herauf zu starren.

Shub-Niggurath. DAS TIER.

Die Bestie dort unten, das Ungeheuer, dessen Erwachen ich beiwohnen sollte, war nichts anderes als Shub-Niggurath, die schreckliche schwarze Ziege mit den tausend Jungen, wie sie im Chaat Aquadingen genannt wurde. Ich hatte das Gefühl, innerlich zu Eis zu erstarren. Zum allerersten Male stand ich einem der gefürchteten GROSSEN ALTEN bewußt gegenüber. Ich hatte das Gefühl, direkt in den Schlund der Hölle zu schauen.

»Sie dürfen das nicht tun«, flüsterte ich. »Bitte, Shadow – wer immer Sie sein mögen, tun Sie es nicht. Dieses Ungeheuer wird... wird uns alle vernichten.«

Ihr Blick war voller Trauer, als sie auf der anderen Seite des Grabes Aufstellung nahm und mich ansah. »Es muß sein, Robert«, sagte sie bedauernd. »Gedulden Sie sich. Sie werden verstehen.«

»Was soll ich verstehen?« fragte ich bitter. »Daß Sie ein Ungeheuer erwecken wollen, das die ganze Welt vernichten kann?«

Sie antwortete nicht. Langsam wandte sie sich um, hob den Arm und stieß ein Wort in einer dunklen, fremdartig klingenden Sprache aus. Nicht die der GROSSEN ALTEN, aber eine andere, beinahe ebenso fremdartig klingende Sprache. Es schien noch kälter zu werden.

Langsam näherten sich zwei Menschen dem Grab. Ich sah, daß sie einen dunklen Gegenstand zwischen sich trugen, und als sie näher kamen, erkannte ich auch, was es war: eine Leiche. Ein Toter, den sie aus einem der aufgebrochenen Gräber genommen und aus seiner ewigen Ruhe gerissen hatten. Shadow trat beiseite und machte eine befehlende Geste, und die beiden Männer traten wortlos ganz an das Grab heran und warfen den Toten hinein.

Er verschwand, als er das grüne Leuchten berührte.

Und der Schattenkörper Shub-Nigguraths wurde um eine Winzigkeit fester.

»Shadow!« sagte ich verzweifelt »Bitte!«

Diesmal reagierte sie nicht mehr. Hoch aufgerichtet und mit beschwörend ausgestreckten Armen stand sie über dem Grab, und ihre Lippen formten lautlose Worte; Worte einer Sprache, die vor Äonen untergegangen war und jetzt wieder zu schrecklichem Leben erwachte.

Sie und die Wesen, die sie gesprochen hatten.

Mehr und mehr Männer und Frauen näherten sich dem Grab, immer zu zweit und immer einen Toten zwischen sich tragend, den sie lautlos in das grüne Wogen hinabwarfen, wo er verschwand. Opfer für Shub-Niggurath, dachte ich schaudernd. Nahrung für das Monster, das bald aus seinem äonenlangen Schlaf erwachen und das vergessene Grauen der Urzeit wieder über die Welt der Menschen bringen sollte. Und mit jedem Leichnam, der in das Grab geworfen wurde, wurde der aufgedunsene schwarze Balg der Bestie ein wenig stofflicher...

Schließlich war auch der letzte Tote im Grab verschwunden, und der schwarze Fleck im Zentrum des grünen Lichtmeeres war jetzt nur noch eine Winzigkeit davon entfernt, zu wirklichem Leben zu erwachen. Aber etwas fehlte noch. Das letzte, entscheidende Opfer. Das lebende Opfer, das er brauchte, um endgültig zu erwachen.

Shadow hob die Hand, und wie auf einen lautlosen Befehl hin setzte sich Lady Audley in Bewegung, trat ganz an das Grab heran und schloß die Augen. Ihre Lippen zuckten. Und dann sah ich die Ratte. Irgend etwas unterschied sie von den zahllosen Tieren, die zusammengekommen waren, um der fürchterlichen Zeremonie beizuwohnen. Es dauerte einen Moment, bis ich begriff, was es war.

Es war die Ratte, die Kilian begleitet hatte. Das Tier, das mich gerufen hatte. Und im gleichen Moment, in dem ich das begriff, spürte ich das Tasten.

Es war wie die Berührung unsichtbarer Spinnenfinger in meinem Geist, ein Suchen und Sondieren auf dumpfer, animalischer Ebene, das ich trotzdem verstand –

und auf das ich reagierte. Die Verbindung kam so schnell zustande wie am Nachmittag, als ich mit dem Geist der amoklaufenden Ratten in London verschmolzen war; nur daß es diesmal die Ratte war, die den

Kontakt herstellte. Sie war noch immer ein Tier, und trotzdem waren ihre Handlungen zielgerichtet und überlegt, denn da war ein anderer, stärkerer Geist im Hindergrund, der sie lenkte. Für Bruchteile von Sekunden sah ich durch die Augen der Ratte.

Und für Bruchteile von Sekunden sah ich Shadow so, wie sie wirklich war.

Sie war groß. Eine Frau oder zumindest ein Wesen solcher Sanftheit und Grazie, daß sie nichts anderes als eine Frau sein konnte. Schneeweißes Haar fiel in unzähligen Locken über ihre Schultern, breitete sich wie eine Flut über das strahlende Weiß ihres Gewandes aus und berührte die gewaltigen, weitgespannten Flügel, die zwischen ihren Schulterblättern hervorwuchsen...

Ich schrie auf.

Shadows Kopf ruckte hoch, und in ihren goldenen Augen flammte Schrecken, dann nackte, panische Angst. Plötzlich fuhr sie herum, stieß einen schrillen Laut aus und deutete auf die Ratte.

Im gleichen Moment erlosch die geistige Verbindung zwischen uns, und ich sah Shadow wieder so, wie ich sie sehen sollte. Die Ratte quietschte, fuhr auf der Stelle herum und versuchte verzweifelt, sich in Sicherheit zu bringen.

Sie kam nicht weit. Wie eine graue Flut stürzten sich hunderte ihrer Rassegenossen auf sie und rissen sie buchstäblich in Stücke.

Wie vor den Kopf geschlagen starrte ich Shadow an. Ich wußte, daß das, was ich gesehen hatte, die Wahrheit war. Aber ich weigerte mich, es zu glauben. »Nein«, stammelte ich. »Das... das ist nicht... nicht möglich. Das... das kann... kann nicht sein! Nicht... das. Du... du kannst kein... kein –«

»Schweig!« schrie sie, und das Wort wurde von einem gedanklichen Hieb solcher Wucht begleitet, daß ich taumelte und mich wie unter Schmerzen zusammenkrümmte. »Sprich das Wort nicht aus!«

Ich stürzte, prallte mit dem Gesicht gegen einen Stein und verlor beinahe das Bewußtsein. Trotzdem spürte ich den Schmerz kaum. Hinter meiner Stirn tobte das Chaos, und für Sekunden balancierte ich auf der messerscharfen Trennlinie zwischen Wahnsinn und Normalität entlang. Es konnte nicht sein! Nicht, wenn nicht alles, woran Menschen jemals geglaubt hatten, falsch sein sollte!

»Iä!« rief Shadow. Plötzlich war ihre Stimme nichts als ein widerliches Krächzen, die grausame Verhöhnung des Bildes, das ich durch die Augen der Ratte gesehen hatte. »Iä Shub-Niggurath! Ngaa-thgaa nhafth!«

Meine Hand tastete verzweifelt über den Boden, kroch in meine Jackentasche und umklammerte etwas Kleines, Hartes, ohne daß ich erkannte, was es war. Shadows Stimme fuhr fort, diese scheußlichen Töne zu produzieren, und unter uns, in der Grube, begann Shub-Niggurath langsam Gestalt anzunehmen. Wie durch einen blutigen Nebel sah ich, wie Lady Audley mit einem entschlossenen Schritt vortrat, über den Rand der Grube geriet und wie in Zeitlupe nach vorne kippte.

Ich riß den Arm hoch und schleuderte den Stein. Der Shoggotenstern drang in das grüne Leuchten ein, eine halbe Sekunde, ehe Lady Audley mit weit ausgebreiteten Armen in Shub-Nigguraths Rachen fiel.

Und die Zeit blieb stehen. Es dauerte nur den tausendstel Teil einer Sekunde und trotzdem Ewigkeiten.

Das grüne Leuchten erlosch. Der schwarze Balg des GROSSEN ALTEN zuckte wie unter einem Hieb, zog sich zusammen, bebte, zitterte, versuchte vor dem verfluchten grauen Stein zurückzuweichen und wand sich unter Krämpfen.

Dann zerplatzte er. Im gleichen Moment, in dem der Shoggotenstern sein unheiliges Fleisch berührte, löste sich das Ungeheuer auf, verging in einer lautlosen Explosion grellweißer Helligkeit. Ein unglaubliches Brüllen erklang, ein Schrei solcher Verzweiflung und solchen Zornes, daß sich die Schöpfung selbst darunter zu krümmen schien, ein Schrei voll Abermillionen alten Hasses. Shub-Niggurath verging, und sein Sterben ließ den Himmel selbst erbeben, schleuderte Shadow und mich und alle anderen zu Boden und ließ die Erde aufstöhnen.

Und dann –

Schwarz.

Kein Körper. Kein Ding. Keine Substanz, nicht einmal nur Dunkelheit, sondern etwas wie das Böse an sich, das, was die schwarze Scheußlichkeit anstelle einer Seele trug, die Essenz des Bösen selbst. Das Prinzip des Schlechten, Zerstörerischen.

Es ging unglaublich schnell, noch schneller als das Sterben Shub-Nigguraths zuvor. Ein körperloses Etwas löste sich aus dem Chaos, das

am Grunde des Grabes tobte, hüpfte wie ein Beil hoch in die Luft, sprang hierhin und dorthin, berührte Menschen und Ratten und wieder Menschen und wieder Ratten, als suche es etwas –

und raste im Zickzack über den Friedhof davon.

Sekunden später erscholl vom Tor her ein ungeheuerliches Krachen und Bersten. Ein greller Blitz zerriß die Nacht, und obgleich das Tor viel zu weit entfernt war, um es wirklich erkennen zu können, sah ich jedes winzige Detail des Schrecklichen, das sich dort abspielte. Die Seele des TIERES raste wie ein schwarzer Blitz aus dem Tor, berührte einen der beiden eisernen Wölfe – und verschwand darin. Und der Stahlwolf erwachte! Sein metallener Körper zuckte. Langsam, wie ein Wesen, das tausend Jahre geschlafen hatte und nur zögernd in die Wirklichkeit zurückfand, füllten sich seine Augen mit Leben. Seine eisernen Flanken bebten, zuckten ein paarmal – und dann hob sich seine Brust zu einem ersten, mühsamen Atemzug.

»Nein! Herr der Welt – nicht das!« Es war Shadows Stimme, die durch den tobenden Wahnsinn drang, der mein Bewußtsein zu verschlingen trachtete. Ich fuhr hoch, drehte mich herum und sah, wie sich ihr Gesicht vor Entsetzen verzerrte. Für Sekunden flackerte ihre Gestalt, und wieder glaubte ich einen gewaltigen, weißen Umriß zu erkennen, gigantische Schwingen, die wie schneeweiße Adlerflügel schlugen... Dann zerplatzte das Bild, und Shadow war wieder sie selbst.

In ihren Augen loderte die Panik, als sie mich ansah. »Was hast du getan«, murmelte sie. »Was... was hast du getan, du... du...«

»Nur das, was ich mußte«, antwortete ich leise.

»Was du mußtest?« Ihre Stimme brach. Sie keuchte, fiel auf die Knie und verbarg für Sekunden das Gesicht in den Händen. Als sie mich wieder ansah, waren ihre Wangen feucht vor Tränen.

»Du Unseliger«, schluchzte sie. »Warum konntest du nicht warten?«

»Worauf?« fragte ich böse. »Daß du die Bestie erweckst?«

»Ich bin gekommen, um sie zu vernichten!« sagte Shadow ruhig. Ihre Tränen versiegten, und plötzlich war ihre Stimme ganz leise. Aber in ihren Worten klang eine Verzweiflung, die mich innerlich erstarren ließ.

»Du wolltest ihn erwecken!« beharrte ich, verzweifelt darum bemüht, die dumpfe Furcht, die sich in mir breit zu machen begann,

niederzukämpfen.

»Um ihn zu töten«, sagte sie leise. »Du verstehst nichts, Robert. Shub-Niggurath ist mächtig, ein unsterblicher Dämon, aber alles, was erschaffen wurde, kann vernichtet werden. Im Augenblick seines Erwachens ist er verwundbar. Doch nur alle tausend Jahre stehen die Sterne günstig genug, DAS TIER zu beschwören. Tausend Jahre habe ich auf diesen Moment gewartet. Und du hast alles zunichte gemacht«

Ich kann nicht beschreiben, was ihre Worte in mir auslösten. Keine Angst; nicht einmal Schrecken. Nur eine Lähmung und Kälte, die meine Seele selbst erstarren ließ. Länger als eine Minute starrte ich sie an, dann drehte ich ganz langsam den Kopf und blickte dorthin zurück, wo das Tor lag.

Ich konnte es nicht erkennen, aber das mußte ich auch nicht.

Ich wußte auch so, daß einer der beiden Sockel, die das Tor flankierten, leer war. Daß der Stahlwolf erwacht war. Shub-Niggurath.

DAS TIER war erwacht. Sein Körper war zerstört, aber sein Geist, dieses unsagbar finstere, zerstörerische Ding, das sein Wesen ausmachte, lebte weiter.

Einer der GROSSEN ALTEN war erwacht.

Und ich, Robert Craven, der Mann, der ihnen den Untergang geschworen hatte, hatte ihn zum Leben erweckt!

ENDE DES ZWEITEN TEILES

Und in vierzehn

Tagen lesen Sie:

London im Februar 1882.

Die Arbeiten an den Schächten der Untergrundbahn beginnen. Meile um Meile arbeiten sich Bautrupps durch den Fels. Dann plötzlich stürzt ein Teil des Tunnels ein – und legt den Zugang zu einem gigantischen Höhlensystem frei! Einer der Trupps erkundet die vergessenen Gänge. Er kehrt nie wieder. Auch die Rettungsmannschaft

verschwindet spurlos. Ein einziger Mann findet den Weg zurück. Er ist wahnsinnig.

London im August 1885.

Zwei Männer öffnen den verschlossenen Schacht erneut und steigen in die unterirdischen Höhlen hinab. Einer der beiden ist Howard Phillips Lovecraft. Auf ihn wartet ein Schicksal in der Tiefe, das schlimmer ist als der Tod…

Engel des Bösen